UNIVERSITÄT AUGSBURG
Universitätsbibliothek

OPEN ACCESS
OPUS AUGSBURG

Ein erneuter Blick auf Entwicklungen der französischen Sprachkultur: zur Vernetzung von sprachlicher Normierung und literarischer Kanonisierung im 18. und frühen 19. Jahrhundert

Ralph Ludwig, Sabine Schwarze

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Ludwig, Ralph, and Sabine Schwarze. 2012. "Ein erneuter Blick auf Entwicklungen der französischen Sprachkultur: zur Vernetzung von sprachlicher Normierung und literarischer Kanonisierung im 18. und frühen 19. Jahrhundert." *Romanistisches Jahrbuch* 62 (1): 98–136. https://doi.org/10.1515/roma.62.4.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:
Deutsches Urheberrecht
Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/

Ein erneuter Blick auf Entwicklungen der französischen Sprachkultur: zur Vernetzung von sprachlicher Normierung und literarischer Kanonisierung im 18. und frühen 19. Jahrhundert

Von Ralph Ludwig und Sabine Schwarze

Abstract

The official speech standard of the court called *bon usage*, established in the 17th century, develops into a speech standard based on literature at the end of the 17th and beginning of the 18th century. The aim of this article is to interpret the metalinguistic discourse that develops within this setting as an interweaving of the traditional postulate of naturalness and clarity and the explaining modes of the language philosophical thinking of the French Enlightenment. Despite the growing importance of the philosophical and scientific discourse, the symbolic quality of the literary language remains more important. This language norm based on literary texts advances to a cultural pattern of usage through the Enlightenment and the establishment of a general educational system, which the proponents of the Enlightenment postulated. Every Frenchman who wants to appear educated uses it, by which repetition it becomes a decisive mode of everyday communication. Nowadays, the many processes of disintegration of the orientation towards this standard can only be understood on the basis of the 18th century, since they transport the linguistic cultural heritage of the Enlightenment through a kind of dialectic, antithetic tension and synthesis.

1. Ausgangshypothesen

Mehr als in vielen anderen Kulturen hat in Frankreich die Sprache kulturelle Symbolfunktion, ist die französische Sprache zu einem zentralen Ort im kulturellen Gedächtnis der Franzosen geworden. Es ist konkret eine besondere, an die Vorbildrolle klassischer französischer Literaten wie Molière und Racine gebundene Sprachnorm, die in Frankreich herkömmlicherweise kulturelle Identität stiftet. Wenn also gebildete Franzosen insbesondere älterer Generationen bei passender Gelegenheit ihren Unmut mit „j'enrage" oder „Que diable allait-il faire dans cette galère" bekunden, so lässt sich darin unschwer ein besonderer Referenzwert des literarischen Französisch erkennen: literarische Zitate wie diese[1] sind im französi-

[1] Es handelt sich bei den genannten Beispielen um Repliken aus Molières berühmten Komödien *Le Bourgeois Gentilhomme* und *Les Fourberies de Scapin*, die als prägnante Beispiele für den gehobenen Sprachstil des *gentilhomme* verinnerlicht wurden. „J'enrage"

DOI 101515/roma.62.4

schen Sprachbewusstsein als repräsentativ für guten Sprachgebrauch gespeichert und als Formeln auch in den alltäglichen Sprachgebrauch eingegangen. Es ist also traditionell die klassische französische Literatur, die den Maßstab für den *bon usage* vorgibt und aus der die Franzosen eine Orientierung für die kommunikative Alltagspraxis beziehen.

Wir meinen nun, dass sowohl die historische Etablierung der literarisch geprägten Norm des Französischen selbst wie auch die heute spürbare Entwicklung von Formen einer spannungsreichen „Pluralisierung" mit Traditionen der französischen Aufklärung in Zusammenhang stehen bzw. gebracht werden können[2].

Die bisherige Forschung hat sich in größeren Zeitabständen mit Einzelaspekten und Etappen der französischen Sprach- und Literaturgeschichte beschäftigt, ohne dabei Gewichtungsverlagerungen von Mündlichkeits- und Schriftlichkeitsbereichen bzw. Registerbewertungen in der Zeitspanne vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart integrativ und systematisch aus sprach- und kulturtheoretischer Perspektive zu interpretieren. Die gesellschaftlichen Konsequenzen der heutigen Krise der traditionellen französischen Schriftkultur werden aber nur verständlich, wenn die Herausbildung dieser Tradition aus historisch-soziolinguistischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive aufgearbeitet wird.

Dieser Sprachkulturgeschichte[3] ist unser Beitrag gewidmet, wobei wir in diesem Rahmen das Hauptaugenmerk auf den ersten Bereich – die Etablierung der literaturbasierten Sprachnorm – legen und nur kurz auf Rückbindung von Erklärungsansätzen für die heutige Krise auf das 18. Jahrhundert eingehen werden.

---

wird auch mit Montesquieus *Lettres persanes* assoziiert, in denen der fiktive persische Reisende Rica den Ausdruck in seiner Beschreibung der Stadt Paris und der Sitten und Bräuche seiner Bewohner verwendet („j'enrage quelquefois comme un chrétien"). Heute beschränkt sich die Verwendung der Formel im alltäglichen Sprachgebrauch auf ältere, gebildete Sprecher. Sehr produktiv ist sie dagegen weiterhin in den Massenmedien als Eyecatcher für Titel von Presseartikeln, Blogs, Kinofilmen oder Musiktiteln (vgl. *J'enrage de son absence*, französischer Kinofilm von Sandrine Bonnaire 2011 oder auch den Titel *J'enrage* eines bekannten Chansons der frankokanadischen Sängerin Isabelle Boulay 1996).

[2] Damit soll auch – wenngleich nur andeutungweise – ein Verortungsversuch der Bedeutung aufklärerischen Gedankenguts für die Gegenwart unternommen werden, wie ihn etwa Salman Rushdie in seinem 2006 im *Nouvel Observateur* erschienenen Beitrag „Mes Lumières" thematisiert: „Si les idées des Lumières demeurent plus que jamais pertinentes, il existe une différence majeure entre notre époque et le XVIII^{e} siècle: en ce temps-là, les écrivains pouvaient supposer que de nombreux lecteurs partageaient leurs conceptions, habitaient le même univers, comprenaient leur vision du monde. Aujourd'hui, on constate une prolifération de visions du monde inconciliables, qui se disputent le même espace" (*Nouvel Observateur* 21. Dezember 2006, o. S., Online-Version).

[3] „Sprachkultur" verstehen wir etwa im Sinne von Harald Weinrich, nämlich als „Inbegriff eines beweglichen Sprachbewusstseins, das kritisch und selbstkritisch ist, das die geltenden Sprachnormen, ohne ihnen hörig zu sein, beachtet und sich in allen Zweifelsfragen des guten Sprachgebrauchs zuerst an der Literatur orientiert" (Weinrich 1985: 17).

Unsere Hypothesen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Der im 17. Jahrhundert zunächst als formelle, höfische Sprechnorm bestimmte *bon usage* entwickelt sich im ausgehenden 17. und vor allem im 18. Jahrhundert zu einer literaturbasierten Sprachnorm. Zu inhärenten Eigenschaften dieser Norm werden Natürlichkeit und Klarheit erklärt, für die man Erklärungsmodi aus dem sprachphilosophischen Denken der französischen Aufklärung bezieht, dessen sprachlicher Symbolwert allerdings im Endeffekt nachgeordnet bleibt. Mit der Aufklärung und der auf den Forderungen der Aufklärer basierenden Einführung eines allgemeinen Schulwesens im 19. Jahrhundert avanciert diese literarisch basierte Sprachnorm zu einem kulturellen Handlungsmuster jedes gebildet auftreten wollenden Franzosen, zu einem bestimmenden Modus der Alltagskommunikation.

Heute sind vielfältige Zersetzungsprozesse dieser Normorientierung zu beobachten, die gleichwohl Grundwerte und Leitvorstellungen der Aufklärung betreffen und sich als Aufwertung von bereits im Frankreich des 18. Jahrhunderts florierenden Kommunikationsformen (Publizistik, Formen der Wissenschaftskommunikation) und Versprachlichungsstrategien (Dialogizität, Oralität) fassen lassen, die im französischen Sprachbewusstsein bis dato der Literatur und der poetisch-rhetorisch geprägten Sprache eher nebengeordnet waren.

Letzteren Aspekt können wir hier freilich nur in unserer Schlussfolgerung kurz aufgreifen.

2. Die Oralität der Sprachkultur des 17. Jahrhunderts und die Entwicklung kontrastierender Normmodelle

Schon in der Renaissance blicken die nach einer politisch wie kulturell und sprachlich gestützten nationalen Identität suchenden romanischen Königreiche Frankreich und Spanien bekanntlich nicht ohne Neid auf Italien[4]. Die *tre corone* Dante, Petrarca und Boccaccio haben dort bereits im ausgehenden 13. und im 14. Jahrhundert der Sprachkultur zu einer literarischen Blüte verholfen, deren ästhetische wie sprachliche Kanonisierung Pietro Bembo mit seinem bekannten Werk *Prose della volgar lingua* ([1525] 2001) nachhaltig befördert. Die Sprachorientierung an einem literarischen Kanon steht in Frankreich also bereits zu Beginn der Kodifizierung durchaus im Blickfeld.

---

[4] Vgl. Jean-Charles Monferran in seinem Vorwort zur Ausgabe der *Deffence et illustration de la langue françoyse* von Du Bellay von 2001: „Riche d'un patrimoine littéraire composé de la fameuse triade Dante, Pétrarque, Boccace, enviée par l'Europe tout entière, l'Italie était de fait rentrée plus vite que les autres pays dans la défense et illustration de sa langue vulgaire […]" (Du Bellay [1549] 2001: 16). Und auch in Spanien orientiert man sich an diesem italienischen Vorbild, wenn Juan de Valdés sich in seinem *Diálogo de la lengua* 1543 folgende Worte in den Mund legt: „la [lengua] toscana sta ilustrada y enriquecida por un Bocacio y un Petrarca, los quales, siendo buenos letrados, no solamente se preciaron de scrivir buenas cosas, pero procuraron escrivirlas con estilo muy propio y muy élégante" (Valdés 1998: 123). – Zur Entwicklung der französischen Schriftsprache vgl. auch Ludwig 1996 u. 2008.

Malherbe hat die literarische Sprache im Auge, wenn er mit dem *Commentaire sur Desportes* sein sprachkritisches Hauptwerk verfasst. Wie Ferdinand Brunot ausführt, verlangt er von der literarischen Sprache – ganz anders als die Dichter der Pléiade, von denen er sich abwendet – richtungsweisende Qualitäten wie *clarté*, *justesse* und *netteté*; literarische Sprache und Sprache des Hofs laufen für Malherbe zusammen (Brunot 1966, bes. 3–8). Allerdings dominiert in Frankreich auch noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus die Auffassung, man verfüge noch nicht über eine solche Literatur.

Hinzu kommt, dass mit der räumlichen Stabilisierung der französischen Monarchie im Pariser Raum und mit dem Erstarken des Absolutismus der Hofgesellschaft eine kulturelle Leitposition zufällt, für die Baldassare Castiglione schon mit seinem erstmals 1528 gedruckten *Libro del cortegiano* die ideologische Basis geschaffen hatte. Die dort in Anlehnung an Ciceros *De oratore* entworfene Theorie der Hofkultur findet als höfisches Bildungsideal in ganz Europa Verbreitung und Resonanz. Castiglione inszeniert die ideale höfische Gesellschaft über ihre Konversations- und Umgangsformen: Anmut (*grazia*), Ausgewogenheit (*misura*) und Lässigkeit (*sprezzatura*) gehören zu den prägenden Merkmalen des „idealen" Hofmanns. Dieser sollte sich in der Konversation am „guten Geschmack" orientieren, Archaismen vermeiden und nur die im Sprachgebrauch bei Hofe gängigen Wörter gebrauchen. In Frankreich, wo 1537 bereits die erste französische Fassung (*Le Livre du courtisan*, in der Übersetzung von Jacques Colin d'Auxerre) erscheint, entwickelt sich entsprechend ein Ideal der „conversation", das in seinen Grundzügen auch die Sprache der literarischen Klassiker prägt und bis in die Gegenwart wirkungskräftig geblieben ist (vgl. Ludwig 2008). Die Ausformulierung dieses höfisch-mündlichen Normkonzepts liefert Vaugelas 1647 mit seiner berühmten, oft zitierten Definition des *bon usage*:

> C'est la façon de parler de la plus saine partie de la cour, conformément à la façon d'escrire de la plus saine partie des Autheurs du temps. (Vaugelas 1647, Préface: II.3)

Bei genauerer Lektüre der *Remarques* finden sich mehr Hinweise auf die „guten Autoren" und die literarische Schriftlichkeit, als es der erste Blick auf die zitierte Definition erwarten lässt, in der die Mündlichkeit die erste Stelle einnimmt. Vaugelas erkennt bereits eine neue Bewegung in der französischen Literatur und ist der antiken Rhetorik auch im Sinne einer Stilistik der Schriftlichkeit verpflichtet. So bezieht er sich auf Ciceros rhetorische Grundsätze[5], um stilistische Nachlässigkeiten („negligences dans le stile") zu stigmatisieren und kritisiert gleichzeitig „Unzulänglichkeiten" in deren Umsetzung bei den lateinischen Klassikern selbst (etwa unnötige Wiederholungen, Pronominalisierung ohne vorherige Angabe von Nomina bei Cicero selbst, Vaugelas 1647: 487, 489). Für das eigene Sprachkonzept formuliert er dann ganz ähnliche Grundsätze, was sich exemplarisch an der *Remarque* zur *Repetition des mots. Faire* (Vaugelas 1647: *484–*488) illustrieren

[5] „[…] la nature des choses necessaires est telle, comme a remarqué excellement Ciceron, qu'elles sont tousjours accompagnées d'ornement" (Vaugelas 1647: 415).

lässt[6]. Vaugelas verweist dort zunächst auf den Umstand, dass eine Wiederholung notwendig sein kann („Il y a des répétitions d'un mot ou de plusieurs mots qui sont necessaires", 1647: 484), wobei ihm als erste Referenz für diesen Umstand die guten französischen Autoren dienen („Tous nos bons Autheurs en sont pleins", Vaugelas 1647: 484). Er erfasst aber gleichzeitig, dass Wiederholungen insgesamt ein typisches Merkmal der Mündlichkeit sind, ein Umstand, der ja von der aktuellen Mündlichkeitsforschung immer wieder betont wird. So rät er dann doch (wohl mit Blick auf die Schriftlichkeit) eher zur Vermeidung von Wiederholungen, etwa durch verbale Proformen wie „faire" bei Wiederaufnahme in einer Äußerung: statt „ie n'escris plus tant que i'escrivais autrefois" sollte also formuliert werden „ie n'escris plus tant que ie faisois autrefois" (Vaugelas 1647: *486). Diese Wiederholung desselben Elements sei zwar durchaus ein Charakteristikum der „Meister der Redekunst", nach seinem Dafürhalten aber nicht unbedingt die beste aller Ausdrucksmöglichkeiten; er spricht sogar explizit von einem stilistischen „Fehler": „parmy les Maistres de l'Eloquence & de l'art de bien parler, c'est une espece de faute de n'exprimer pas les choses de la meilleure façon" (Vaugelas 1647: *486). Und so kommt er dann auch dahin, Wiederholungen als missglückte Stilgriffe bei lateinischen Autoren zu kritisieren und dabei besonders auf den unangemessenen Sprachgebrauch von Cicero zu verweisen (Vaugelas 1647: *487 f.)[7].

Die stark formalisierte höfische Mündlichkeit bleibt bei Vaugelas, wie auch später in der ersten Ausgabe des *Dictionnaire* der *Académie Française* (1694), zunächst das dominierende Normkonzept. Es finden sich aber bereits am Ende des 17. Jahrhunderts erste Anzeichen einer Abkehr vom mündlichen Usus als alleiniger Norminstanz. So macht sich Pierre Richelet schon 1680 in seinem Wörterbuch das Prinzip des Autorenzitats zu eigen und vollzieht damit einen deutlichen Schritt in Richtung einer Modellfunktion der literarischen Schriftlichkeit. Wenn er sich erklärtermaßen (wie Vaugelas) noch auf beide Norminstanzen bezieht (im Titel heißt es „Le tout tiré de l'usage et des bons auteurs"), so liegt das daran, dass wir es noch nicht mit einer Ausrichtung an einem literarischen *Kanon* im Sinne der *tre corone* zu tun haben. Dieser Schritt wird erst im Übergang zum 18. Jahrhundert vollzogen[8].

Die Vorbildrolle des (mündlichen) Usus findet eine weitere Einschränkung mit der Entstehung der auf den Gesetzen der *raison* und der Universalgrammatik ba-

---

[6] Die Seitenzahlen mit Sternchen entsprechen der Originalausgabe von 1647 und dienen der Korrektur von versehentlichen Seitenzahldopplungen im Druck.

[7] Es bleibt insgesamt zu überprüfen, inwieweit die von den Sprachgelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts ins Auge gefasste Rhetorik eher auf die Mündlichkeit fokussiert oder bereits zur Rhetorik der Schriftlichkeit wird. In Vaugelas' Rezeption von Ciceros Rhetorik bleibt der Bezug auf die Schriftlichkeit noch weitgehend implizit. Die *Académie française* hat die in den *Lettres patentes* von 1634 formulierte Aufgabe der Abfassung einer Rhetorik bekanntlich nie erfüllt, so dass sie diesbezüglich keinen Aufschluss geben kann.

[8] Folgt man Collinot / Mazière (1987: 69 f.), so kann im häufigen Gebrauch des Zitats auch eine Tendenz zur Objektivierung der Sprache gesehen werden.

sierenden *Grammaire générale et raisonnée* bzw. *Grammaire de Port-Royal* von Antoine Arnauld und Claude Lancelot (1676). Erklärtes Anliegen dieser Grammatik ist zwar die Begründung einer wissenschaftlichen Basis der grammatischen Beschreibung von Sprachen durch die Ableitung ihrer Funktionsregeln aus der Vernunft, ihre Prinzipien werden aber im gesamten 18. Jahrhundert auch nachdrücklich zur Begründung der besonderen Perfektion der französischen Sprache und damit ihres Universalitätsanspruchs benutzt (eine Argumentation, die mit Rivarols berühmter Formel ihren Höhepunkt erfährt, vgl. 4.2.). Die Anbindung an die Vernunft als regelnde Instanz für das Funktionieren von Sprache wird hier zunächst ganz allgemein formuliert und dem Usus mindestens gleichgestellt. An der Basis steht jetzt bekanntermaßen die Unterscheidung von drei wesentlichen Operationen des menschlichen Denkens: „concevoir" (modern gesprochen, der Referenzakt, z. B. „la terre"), „juger" (die Bildung einer assertierten Prädikation, z. B. „la terre est ronde") und schließlich „raisonner" (aus zwei „jugements" wird ein dritter abgeleitet)[9].

> […] si la parole est un des plus grands avantages de l'homme, ce ne doit pas estre une chose méprisable de posséder cet avantage avec toute la perfection qui convient à l'homme; qui est de n'avoir pas seulement l'usage, mais d'en pénétrer aussi les raisons, et de faire par science, ce que les autres font seulement par coutume. (Arnauld / Lancelot 1676: 4)

Allerdings erfolgt sogleich (wohl mit Blick auf die spezifische französische Situation) eine deutliche Einschränkung der gesellschaftlichen Rolle solcher „mentalen Tiefenstrukturen" zugunsten der „Performanz". Der als *bon usage* autorisierte Sprachgebrauch (also das von der Gesellschaft autorisierte Sprachmodell) könne durchaus von den universalen Regeln abweichen und müsse diese auch nicht außer Kraft setzen:

> Or c'est une maxime, que ceux qui travaillent sur une langue vivante, doivent toûjours avoir devant les yeux; Que les façons de parler qui sont autorisées par un usage général & non contesté, doivent passer pour bonnes, encore qu'elles soient contraires aux règles & à l'analogie de la langue: mais qu'on ne doit pas les alleguer pour faire douter des règles & troubler l'analogie, ny pour autoriser par conséquence d'autres façons de parler que l'usage n'auroit pas autorisées. (Arnauld / Lancelot 1676: 87)

Mit dieser Argumentation wird die theoretische Grundlage für die spätere Konvergenzbewegung verschiedener sprachtheoretischer und -philosophischer Positionen in der Definition eines spezifischen französischen Sprachgenies gelegt, das

---

[9] Vgl. die entsprechenden Defintionen bei Arnault / Lancelot: „JUGER, c'est affirmer qu'une chose que nous concevons, est telle, ou n'est pas telle. Comme lors qu'ayant conceu ce que c'est que la *terre*, & ce que c'est que *rondeur*, j'affirme de *la terre* qu'elle *est ronde*. RAISONNER, est se servir de deux jugemens pour en faire un troisiéme. Comme lors qu'ayant jugé que toute vertu est loüable, & que la patience est une vertu, j'en conclus que la patience est loüable" (Arnault / Lancelot 1676: 28).

zur Entstehungszeit der *Grammaire générale* erste konkrete Ausformulierungen in den polemischen Traktaten eines Dominique Bouhours (1671, 1674, [1687] 1688) findet. Wenn Bouhours, der sich in der Nachfolge von Vaugelas und damit als Usus-Verfechter sieht, dabei den Akzent auf die Klarheit und stilistische Kürze des Französischen legt[10], betonen Arnauld und Lancelot ähnliche Sprachqualitäten und sprechen vom Französischen als „nostre Langue, qui n'aime rien tant que la netteté dans le discours & la disposition naturelle des mots dans ses expressions" (Arnauld / Lancelot 1676: 145).

Bereits in der vielbeachteten Grammatik des „secrétaire perpétuel de l'Académie Françoise" Abbé Regnier-Desmarais von 1706 wird dann das Bemühen deutlich, neben dem Usus auch die Ratio zu berücksichtigen und zwischen beidem zu vermitteln[11]. In dem Maße, wie man von da ab den Akzent weniger auf die gesprochene Sprache als vielmehr auf die Stilistik der Schriftlichkeit legt, kann die Abhängigkeit von den „unlogischen" Kapriolen des mündlichen Usus reduziert werden, so dass mehr Freiraum für die Sprachgestaltung nach rationalen Prinzipien geschaffen wird[12].

3. Vom 17. zum 18. Jahrhundert: Kulturelle Nationalisierung und literarisch-sprachliche Kanonbildung

3.1. Sprache als Spiegel von Nationalcharakter

Während die höfische Konversationskultur im 16. Jahrhundert noch globalere europäische Züge aufweist, so ist doch gleichzeitig eine zunehmende Vereinnahmung von Sprache als nationalem Symbol zu verzeichnen. Karl V., der eine ganze

---

[10] „Le beau langage ressemble à une eau pure et nette, qui n'a point de goust, qui coule de source, qui va où sa pente naturelle la porte. […]. Car la langue Françoise hait encore tous les ornemens excessifs: elle voudroit présque que ses paroles fussent toujours nuës, pour s'exprimer plus simplement; elle ne se pare qu'autant que la nécessité & la bienseance le demandent." (Bouhours 1671: 55). Auch in seinen *Doutes sur la langue françoise* betont er, dass die Rede immer klar und deutlich sein müsse: „je voudrois que dans le Discours il n'y eust jamais ni ambiguité, ni équivoque; que tout y fust clair & facile" (Bouhours 1674: 183); diese *netteté* sei eine besondere Aufgabe der Autoren, die sich diese leider noch nicht ausreichend zu eigen gemacht hätten (Bouhours 1674: 184 f.).

[11] Vgl. z. B. seine Ausführungen zu Partizip und *Gérondif*, wo Regnier-Desmarais immer wieder die Sicht Vaugelas' und der *Grammaire générale et raisonnée* gegenüberstellt (1706: 490 ff.).

[12] In der „Préface" seiner *Grammaire françoise* kündigt Regnier-Desmarais ein weiteres Werk über die französische Sprache an, das aus drei „traités" bestehen soll; bezeichnend für die Gewichtsverlagerung von einer stärker Usus-dominierten Mündlichkeit zu einer der Ratio gegenüber offeneren Schriftlichkeitsstilistik ist der hier thematisierte Kontrast zwischen dem zweiten und dritten Traktat: „Dans le second, on parcourra les differentes façons de parler, que l'Usage a affranchies des regles de la Grammaire: Et dans le dernier, tout ce qui appartient au style, sera examiné sur les meilleurs fondements que la Logique, l'Analogie & l'Usage pourront fournir" (Regnier-Desmarais 1706, *Préface*, o. S.).

Epoche der frühneuzeitlichen Geschichte Europas nachhaltig geprägt hat, wird gern mit einem (in verschiedenen Versionen überlieferten) Dictum zitiert, in dem er, der selbst im Französischen und Flämischen erzogen worden war, kultur- bzw. mentalitätsgeschichtliche Klischees in Funktionszuweisungen für die sich emanzipierenden europäischen Sprachen umsetzt: Mit dem Ausspruch „Je parle espagnol à Dieu, italien aux femmes, français aux hommes et allemand à mon cheval" kann er gleichzeitig seinen kaiserlichen Herrschaftsanspruch über das Bild eines polyglotten, kulturell facettenreichen Monarchen formulieren[13].

Mehr als einhundert Jahre später kommen solche Klischees dem Jesuitenpater Dominique Bouhours für seine Polemik um die Universalität des Französischen gelegen. Das allmählich dominierende nationalsprachliche Selbstbewusstsein verändert am Ende des 17. Jahrhunderts auch die sprachlichen Argumentationsmuster. Wenn Bouhours seine Figuren bereits ganz selbstbewusst behaupten lässt: „On parle déja François dans tous les Cours de l'Europe. Tous les Etrangers qui ont de l'esprit, se piquent de sçavoir le François: ceux qui haïssent le plus nôtre nation, aiment nôtre langue" (Bouhours 1671: 37 f.), so bedarf dies einer Begründung, die zunächst über die politische Anbindung („la grandeur d'vn Monarque comme le nôtre", Bouhours 1671: 39), anschließend über die Abwertung der anderen europäischen Sprachen geliefert wird. Der Wertungskontrast zu anderen zeitgenössischen Sprachen eignet sich entsprechend dem Zeitgeschmack vorzüglich, um diesen zunächst noch hypothetischen Hegemonieanspruch zu begründen. Die (stellenweise bis zur Karikatur reichende) Präsentation der „Gegenkandidaten"[14] hat dabei eine nicht zu verkennende rhetorische Funktion, handelt es sich doch v. a. beim Italienischen um das bis dato bewunderte Prestigemodell der früheren europäischen Kulturgeschichte (vgl. Schwarze 2004: 68 f.)[15]:

> […] si la langue Françoise n'est pas encore la langue de tous les peuples du monde, il me semble qu'elle merite de l'estre. Car à la bien considerer dans la perfection où elle est depuis plusieurs années, ne faut-il pas avouër qu'elle a quelque chose de noble & d'auguste, qui l'égale presque à la langue Latine, & la releve infiniment au-dessus de

[13] Für verschiedene Auslegungen dieser Formel vgl. Lapesa (1986: 296). Berühmt geworden ist dieser Spruch in Frankreich u. a. über das polemische Traktat von Bouhours (1671: 64), den u. a. Pierre Bayle in seinem *Dictionnaire historique et critique* damit zitiert (Bayle 1730, II: 134, Anm. D).

[14] In der ersten Ausgabe der „Entretiens d'Ariste et d'Eugène" von 1671 geht er mit seiner Verve gegen das Spanische und Italienische recht weit: „Ne faut-il pas confesser aprés cela que si l'Espagnol est propre à representer le caractere des Matamores, l'Italien semble fait pour exprimer celuy des Charlatans". In der noch im selben Jahr erscheinenden zweiten Ausgabe werden einzelne Formulierungen wieder zurückgenommen; dort bezeichnet er das Spanische nicht mehr als Sprache der „Matamores" oder das Italienische als Ausdruck der „Charlatans", vgl. Bouhours 1671, zweite Auflage 63 f.

[15] Zu beachten ist diesbezüglich auch das hier verwendete beliebte literarische Textmuster der *entretiens*, die mit schlagfertigen und geistreichen Dialogen (in Anlehnung an das Ideal der *conversation*) dem Vergnügen des Lesers (*diletto*, *plaisir*) dienen sollten, ohne dass die Wirkung bei den Karikierten bedacht wurde (vgl. Schwarze 2004: 69).

> l'Italienne & de l'Espagnole, les seules langues vivantes qui peuvent raisonnablement entrer en concurrence avec elle. (Bouhours 1671: 40)

Im Vordergrund stehen zunächst höfische Konversationsmaximen („expressions nobles & modestes"; „le bon sens & la bienséance l'accompagnent par-tout", Bouhours 1671: 42) und die Klangharmonie auf der Grundlage lautlicher bzw. morphologischer Merkmale[16], mit denen Bouhours der Oralität der Sprachkultur des 17. Jahrhunderts gerecht wird. Aber auch auf die Autoren wird regelmäßig Bezug genommen, v. a. wenn es darum geht, die Imitation der Italiener als nicht mehr zeitgemäß herauszustellen[17].

Neu ist nun bei Bouhours eine weitere Argumentationslinie in den Kategorien der *grammaire générale et raisonnée*. Hatte sich in der europäischen Sprachdiskussion der Sprachgeniebegriff bis dahin in wenig spezifischen lautlichen und morphologischen Merkmalen erschöpft, so wird er nun primär über die mehr oder weniger direkte Analogie von Denk- und Sprachstrukturen definiert[18]:

> […] les langues n'ont été inventées que pour exprimer les conceptions de nôtre esprit: & […] chaque langue est vn art particulier de rendre ces conceptions sensibles, de les faire voir, & de les peindre: de sorte que comme les talens des peindres sont divers, les genies des langues le sont aussi. (Bouhours 1671: 47 f.)

Diese Argumentation misst den Wert von Sprachen an einer vermeintlichen *naïveté* (oder auch *simplicité*), womit das deutsche Konzept der „Natürlichkeit" gemeint ist, im Sinne eines unverbildeten (natürlichen) sprachlichen Ausdrucks von Gedanken ohne rhetorische Abwandlung („copier les pensées" = „imiter la nature", ebd.: 49; „perfection des langues" = „represent[er] naïvement tout ce qui se passe dans l'esprit", ebd.: 50).

Wolf-Dieter Stempel zeigt in einem wichtigen Beitrag (2005) – ausgehend von Dante – die Bedeutungsgeschichte von „Natürlichkeit" im 16. Jahrhundert. Und

---

[16] Vgl. etwa: „il n'y a rien de plus pompeux que le Castillan: il n'a presque pas vn mot qui n'enfle la bouche, & qui ne remplisse les oreilles", ebd.: 40; „[la langue Italienne] tombe dans le ridicule. […]. Y-a-t-il rien de plus folastre que ces diminutifs qui lui sont si familiers?", ebd.: 43 bzw. auch die Kritik am Gleichklang im vokalischen Auslaut und an der Vorliebe für Wortspiele im Italienischen, ebd.: 45 f.

[17] „Les fontelette, montagnette, oyselet, ruisselet, &c. qui étoient des delicatesses dans le stile de nos vieux auteurs, ne se peuvent supporter dans le langage d'aujours'huy", in Bezug auf Belleau, Bouhours 1671: 44.

[18] Das Sprachgenie wird zudem in engen Zusammenhang mit der Charakteristik der jeweiligen Nationen gestellt (Bouhours zitiert auch den Karl V. zugeschriebenen Ausspruch, vgl. Fußnote 16), wobei auch hier kultur- und mentalitätsbezogene Klischees bedient werden: „Le langage suit d'ordinaire la disposition des esprits; & chaque nation a toûjours parlé selon son genie. […]. Les Romains, qui n'aspiroient qu'à la gloire, & qui sembloient n'estre nez que pour gouverner, avoient vn langage noble, & auguste; […]. Les Allemans ont vne langue rude & grossiere; les Italiens en ont vne molle & effeminée, selon le temperament & les mœurs de leur païs. Il faut donc que les François, qui sont naturellement brusques, & qui ont beaucoup de vivacité & de feu, ayent vn langage court & animé, qui n'ait rien de languissant" (Bouhours 1671: 62).

zwar wird mit Dante der Gegensatz zwischen *locutio naturalis* und *locutio artificialis*, zunächst gebunden an die Opposition von muttersprachlichem „volgare“ und schriftsprachlichem Latein, mit der zunehmend literalen Verwendung der Volkssprache in diese selbst hineingetragen (Stempel 2005: 135 f.). Es entwickelt sich in der Renaissance mehr und mehr ein Schriftmodell, welches „im Medium der *locutio naturalis* über ein jeweils wirkungsvolles Arrangement ‚natürlicher‘ Formen auf die Gewinnung sozialer Geltung angelegt ist“ (ebd.: 145). Sprechen und auch „natürliches Schreiben“ muss in diesem Sinn letztlich bedeuten, im Ausdruck der „inneren Sprachform“ zu entsprechen; keine „Affektiertheit“ darf dem im Wege stehen (ebd.: 150 f.).

Auf dieser Basis wird besser verständlich, wie es im 17. Jahrhundert – am deutlichsten formuliert von Bouhours – zu einer Gleichsetzung von „direktem unverstelltem Ausdruck“, „(Satz-)Struktur des Französischen“ und „Charakter der Franzosen“ kommt. Bouhours’ Ausspruch „ceux qui n’appellent jamais les choses par leur nom, & qui ne parlent que par metaphore, ne parlent pas trop bien François“ (Bouhours 1671: 53) erinnert bereits an die spätere berühmte Formel von Rivarol (vgl. 4.2.).

Für den Nachweis der besonderen „Natürlichkeit“ der französischen Sprache beruft sich der Autor nun auch auf die Dichter seiner Zeit, deren Sprache natürlich sei, da sie sich nicht von der „Gemeinsprache“ (gemeint ist die Sprache der höfischen Elite) unterscheide[19]. Dennoch ist der Usus (aber auch eine „natürliche Disposition“ zum guten Sprachgebrauch) für ihn immer noch maßgeblicher als das Vorbild der (seiner Meinung nach immer noch nicht perfekten) französischen Literatur. Allerdings gehören zu den „bons livres“, die für den Erwerb einer soliden französischen Sprachkompetenz neben der Konversation entscheidend sind, auch einige französische Autoren[20].

Das Kriterium der Natürlichkeit kommt auch im Vergleich lautlicher Merkmale der einzelnen Sprachen ins Spiel[21], eine ganz zentrale Rolle spielt es aber für

---

[19] „[…] le langage des poëtes François n’est pas comme celuy des autres poëtes fort différent du commun langage“ (Bouhours 1671: 53). Interessant sind in diesem Zusammenhang auch Bouhours’ Überlegungen zum „natürlichen Denken“, die er in *La manière de bien penser dans les ouvrages d’esprit* formuliert. Unter „naturel en matiére de pensée“ versteht er hier „quelque chose qui n’est point recherché, ni tiré de loin; que la nature du sujet présente“ ([1687] 1688: 296). Er trennt dann allerdings zwischen „naïf“ und „naturel“ in dem Sinne, dass jeder „naive“ Gedanke natürlich sei, aber nicht umgekehrt: „toute pensée naturelle n’est pas naïve […]. Le grand, le sublime n’est point naïf“ (Bouhours [1687] 1688: 297).

[20] Zu den „meilleures plumes“ zählt Bouhours neben Übersetzungen, philosophischen und wissenschaftlichen Traktaten (immer wieder verweist er auf Vaugelas’ *Remarques* und dessen Akademiegeschichte) aus den Reihen der eigentlichen Literaten (und das ausdrücklich mit Vorbehalt in Bezug auf die Nachahmung seines Stils) lediglich Jean-Louis Guez de Balzac (vgl. 106 ff.).

[21] „Mais n’avez vous point aussi remarqué, […], que de toutes les prononciations, la nostre est la plus naturelle, & la plus unie. Les Chinois, & presque tous les Peuples de l’Asie

die Charakteristik der Syntax, an der sich dann die Wertungshierarchie der Sprachen auch maßgeblich ausrichtet. Hier kommen nun der *ordre naturel* und auch die *clarté* als wesentliche und vorzügliche Merkmale des Französischen (auch gegenüber den klassischen Sprachen der Antike) ins Spiel. Im Vergleich zum Französischen seien die Sprachen der Antike, Griechisch und Latein, recht „unordentlich", denn die Wörter würden anders angeordnet als die Gedanken, den Nominativ, der „nach dem gesunden Menschenverstand" doch am Anfang des Satzes zu stehen habe, finde man fast immer in der Mitte oder gar am Ende des Satzes. Das Französische halte als einzige Sprache die natürliche Ordnung ein:

> Les Grecs & les Latins ont vn tour fort irregulier; pour trouver le nombre & la cadence, […], ils renversent l'ordre dans lequel nous imaginons les choses: ils finissent le plus souvent leurs périodes, par où la raison veut qu'on les commence. Le nominatif qui doit estre à la teste du discours selon la regle du bon sens, se trouve presque toûjours au milieu ou à la fin. […]. Les Italiens & les Espagnols font à peu prés le mesme: l'elegance de ces langues consiste en partie dans cét arrangement bizarre; ou plûtost, dans ce desordre, & cette transposition étrange de mots.
> Il n'y a que la langue Françoise qui suive la nature pas à pas, pour parler ainsi; & elle n'a qu'à la suivre fidelement, pour trouver le nombre & l'harmonie, que les autres langues rencontrent que dans le renversement de l'ordre naturel. (Bouhours 1671: 57 f.)

Dabei wird (ob bewusst oder unbewusst sei hier dahingestellt) der Verlust der Kasusmarkierung im Französischen völlig außer Acht gelassen. Aber Bouhours geht es ja nicht um die Beschreibung der grammatischen Strukturen, sondern vielmehr um das Prestige und den Universalanspruch der französischen Sprache.

3.2. Von der Übersetzung zur sprachlich-literarischen Kanonisierung: die Frage der „klassischen" Autoren

Die starke Nationalisierung in der Sprachbewertung wird sich mit der literarischen Kanonisierung und der literatursprachlichen Normorientierung verbinden. Eine Katalysatorrolle in diesem sprachkulturellen Entwicklungsprozess spielt ein wachsendes, auf die Schaffung einer breiteren Sprecher- bzw. Leser- und Schreiberöffentlichkeit zielendes didaktisches Interesse.

Eine Vorreiterrolle für den systematischen Aufbau einer Didaktik des Französischunterrichts spielt Charles Rollin mit seinem berühmten Erziehungstraktat *De la manière d'enseigner et d'etudier les belles lettres* (1726), das im 18. Jahrhundert in mehrere Sprachen übersetzt wird und europaweit den Sprachunterricht beeinflusst. Voltaire sollte ihn später im Artikel „Langues" (Section II) seines *Dic-*

---

chantent; les Allemands rallent; les Espagnols declament; les Italiens soûpirent; les Anglais sifflent. Il n'y a proprement que les François qui parlent […]" (Bouhours 1671: 59). Eine Typologie nach lautlichen Merkmalen versucht später auch Bitaubé in seinen Überlegungen zum Einfluss des Nationalcharakters auf Sprache und Übersetzung. Er unterscheidet die Sprachen des Südens (*langues du Midi*) als *chantantes* von den Sprachen des Nordens (*langues du Nord*) als *sifflante*s (vgl. Bitaubé 1777: 477, 484).

tionnaire philosophique als den Pionier des Französischunterrichts preisen („Avant lui on ne savait ni écrire ni penser en français; il a rendu un service éternel à la jeunesse", Voltaire [1764] 1838: 667).

Im Kapitel „De l'Etude de la Langue Françoise" setzt sich Rollin vehement für die Schaffung eines Lektürekanons als Grundlage für den Französischunterricht ein, der durch zwei weitere Grundpfeiler – das Studium der grammatischen Regeln und die Übersetzung – ergänzt wird. In einem ausführlichen Unterkapitel „De la lecture des Livres François" (Rollin 1726: 92–109) wird dieser umrissen: Neben grammatischen Regelwerken (der Grammatik von Regnier-Desmarais, der *Grammaire générale et raisonnée* und den *Remarques* von Vaugelas) sollten die Werke von Thomas Corneille, Bouhours, Ménage und anderen „écrivains habiles" dazu dienen, Regeln zu erklären und den *bon usage* zu exemplifizieren (Rollin 1726: 92 f.). Der Zugang zur französischen Sprache über die Lektüre der Autoren („faire sentir par la lecture des Auteurs le génie & le caractère de la langue Françoise") sollte nach Rollin erst nach dem Erwerb von Grundkenntnissen der griechischen und lateinischen Sprache erfolgen, denn erst durch den Sprachvergleich ließe sich der spezifische Wert der Sprachen erschließen[22]. So bewertet Rollin dann auch die Eigenheiten der französischen Sprache aus rein didaktischer (und nicht patriotischer) Sicht und stellt fest, dass sie aufgrund der vom Latein grundlegend abweichenden Morphologie (fehlende Kasusmarkierung der Nomen) eine geringere syntaktische Flexibilität besitze: „Elle est extrêmement gênée & contrainte par la nécessité d'un certain arrangement, qui lui laisse rarement la liberté de transporter les mots" (Rollin 1726: 93). Diese und andere „Mängel" der französischen Sprache werden zwar explizit thematisiert, aber auch in einen ausdrücklichen Vorteil gegenüber anderen Sprachen gewendet. In den Händen der „guten Autoren" ließe sich die Begrenztheit der sprachlichen Mittel zum Vorteil, nämlich zu einer besonderen Klarheit und Verständlichkeit wenden:

> Cependant malgré tant d'obstacles apparens, s'apperçoit-on dans les écrits des bons Auteurs qu'il manque quelque chose à notre langue, soit pour l'abondance, soit pour la variété, soit pour l'harmonie & pour les autres agrémens; & n'a-t-elle pas […] cet inestimable avantage, d'être tellement ennemie de tout embarras, & de présenter une telle clarté à l'esprit, qu'on ne peux ne point l'entendre, quand elle est maniée par une habile main? C'est ainsi que par d'heureuses compensations elle se dédommage de ce qui peut lui manquer […]. (Rollin 1726: 94)

Die Lektüre der guten Autoren dient also in erster Linie der Formung von Geist und Geschmack (Stil, Rhetorik). Die zur Geschmacksbildung geeigneten „excellens ouvrages" werden aufgelistet: Neben religiösen Texten nennt Rollin v. a. (wissenschafts-)historiographische Überblicksdarstellungen (Bossuet, Pellisson, Fontenelle) und philosophische Werke. Auf die Tragödien von Racine und Werke von Boileau wird nur namentlich verwiesen, für die exemplarische Darstellung von

---

[22] Damit bleibt Rollin noch dem mehrsprachigen Charakter des modernen Fremdsprachenunterrichts treu, der bis zum 18. Jahrhundert meist sprachvergleichend und übersetzungsbasiert vorgeht, vgl. dazu auch Schwarze 2010.

konkreten Unterrichtssequenzen spielen sie bei Rollin noch keine Rolle. Für den Sprachunterricht bleibt nach dessen Konzeption die Übersetzungsmethode noch dominant.

Die Substitution der Übersetzungen durch Texte der eigenen großen Autoren als Unterrichtsbasis setzt eine eindeutige Emanzipation von dem qua Übersetzung noch propagierten antiken Stilideal voraus. Diese vollziehen die Franzosen ab Beginn des 18. Jahrhunderts zunächst auch übersetzungsmethodisch. Im Unterschied zu Italien, wo die „wortgetreue" Übersetzung von griechischen und römischen Klassikern bis weit in das 18. Jahrhundert v. a. als Nachweis für die besondere Rolle der italienischen Sprache als „Erbin und wohlgeratenen Tochter" der lateinischen Sprache dient, wird in Frankreich nun tendenziell die Methode der *belles infidèles* bevorzugt, die eine „freie Gestaltung" des Textes in der Zielsprache – also dem Französischen – ermöglicht. Im Rahmen der französisch-italienischen Sprachdebatte spielen solche Übersetzungsfragen eine wichtige Rolle, wenn es um die Definition von sprachlichen und kulturellen Identitäten geht (vgl. Schwarze 2004)[23].

Einen Meilenstein in der französischen Entwicklung hin zur literarischen Schriftlichkeit als normativ-kulturellem Leitprinzip bilden ganz offensichtlich die *Remarques de grammaire sur Racine* von Pierre-Joseph Thoulier D'Olivet – kurz: Abbé D'Olivet – von 1738, die später seinen *Remarques sur la langue françoise* ([1767] 1771) in abgeänderter Fassung erneut beigegeben werden.

D'Olivet (dem wir auch eine Geschichte der *Académie française* zu verdanken haben) zitiert zunächst Boileau-Despréaux: Frankreich brauche klassische Autoren wie Italien, und zwar in Gestalt von Büchern, denen von der *Académie* sprachliche und stilistische Fehlerfreiheit attestiert werden könne. Ein Anfang lasse sich mit guten Übersetzungen machen:

> Pour annoncer d'abord mon dessein, il me suffira de rappeler ici une idée de M. Despréaux, que j'ai déjà exposée dans l'Histoire de l'Académie Françoise.
> Je voudrois, disoit-il, que la France pût avoir ses Auteurs classiques, aussi-bien que l'Italie. Pour cela, il nous faudroit un certain nombre de livres, qui fussent déclaréz exempts de fautes, quant au style. Quel est le Tribunal qui aura droit de prononcer là-dessus, si ce n'est l'Académie? Je voudrois qu'elle prît d'abord le peu que nous avons de bonnes traductions; qu'elle invitât ceux qui ont ce talent, à en faire de nouvelles […]. (D'Olivet 1738: 3 f.)

Diese Übersetzungen (gemeint sind hier in erster Linie Übersetzungen der klassischen Autoren der griechischen und römischen Antike) seien gleichzeitig ein Modell für gutes Schreiben und für gutes Denken:

---

[23] Kaum verwunderlich ist in diesem Rahmen die ausgesprochen kontrastive Bewertung von Übersetzungsstrategien durch Franzosen und Italiener. So schätzen etwa die Italiener die Methode der *belles infidèles* keineswegs als Ausdruck von Kreativität der Franzosen, sondern stigmatisieren diese vielmehr als „Notlösung", die sich bei der Übersetzung ins Französische aufgrund der eingeschränkten Ausdruckskapazitäten des französischen Sprachgenies aufzwinge (vgl. Schwarze 2004, Kap. II.1).

> Mais pourquoi veux-je que cela se fasse sur des Traductions? Parce que des Traductions avouées par l'Académie, en même temps qu'elles seroient lûes comme des modéles pour bien écrire, serviroient aussi de modéles pour bien penser, & rendroient le goût de la bonne Antiquité familier à ceux qui ne sont pas en état de lire les Originaux. (D'Olivet 1738: 4)

D'Olivets Vorschlag, dass man nicht nur auf Übersetzungen rekurrieren müsse, sondern sich auf französische Autoren als Modell für gutes Schreiben und Denken stützen könne, lässt sich damit auch als logische Fortsetzung dieser Emanzipation von den klassischen Autoritäten der Antike interpretieren:

> Je doute seulement qu'il convienne de préférer des Traductions, comme le prétendoit M. Despréaux, à ceux de nos ouvrages François, dont le mérite, depuis cinquante ou soixante ans, est avoué de tout le monde. Car enfin, toute prévention à part, il me semble que la langue Françoise a des Auteurs, qui peuvent également servir de modéles, & pour bien penser, & pour bien écrire. (D'Olivet 1738: 5)

Neben den Werken von Boileau verdiene es auch Racine, an die Spitze der klassischen Autoren Frankreichs gesetzt zu werden. Als Modelltexte wählt D'Olivet vorzugsweise gereimte Werke. Diese spielen später auch in Voltaires Argumentation eine besondere Rolle, der eine Verbindung zwischen der besonderen Qualität des Französischen als Konversationssprache und seiner folglichen Eignung für die gereimte Tragödie herstellt, die ja stark durch Dialoge geprägt ist. Wie vor ihm Bouhours stellt D'Olivet in diesem Zusammenhang den geringen Unterschied zwischen französischer Prosa und Dichtung heraus:

> Quant à présent, & pour ce qui me regarde personnellement, je crois ne pouvoir mieux seconder les vûes de M. Despréaux, qu'en m'attachant à ses Poësies, & à celles de M. Racine; persuadé comme je le suis avec toute la France, qu'ils mériteroient incontestablement d'être mis à la tête de nos Auteurs classiques, si l'on avoit marqué le très-petit nombre de fautes où ils sont tombez.
>
> Qu'on ne s'étonne pas, au reste, qu'ayant pour but d'être utile à quiconque veut cultiver l'art d'écrire, je cherche des modeles parmi les Poëtes, plutôt que parmi ceux qui ont écrit en prose. Car notre langue ne ressemble pas à quelques autres, où la Poësie & la Prose font, pour ainsi dire, deux langages différents. (D'Olivet 1738: 6)[24]

D'Olivets Gedanke einer „klassischen Literatur" als Leitschnur für die Fixierung einer französischen „Standardnorm" wird von dessen Schüler Voltaire aufgegriffen. Voltaire rekurriert in seiner bisher weniger beachteten Schrift von 1749 *Connaissance des Bautez et des Défauts de la Poësie et de l'Éloquence dans la Langue française*[25] explizit auf die geschmacksbildende Funktion literarischer

---

[24] Eine etwas veränderte Formulierung findet sich dann in einer überarbeiteten Fassung des Textes, die er mit dem jetzt verkürzten Titel *Remarques sur Racine* seinen *Remarques sur la langue françoise* beigibt: „Quoi qu'il en soit, je crois ne pouvoir mieux seconder les vues de M. Despréaux, qu'en m'attachant à quelques Pieces de son ami Racine" (D'Olivet [1767] 1771: 221).

[25] Der Untertitel *A l'Usage des Jeunes Gens, Et sur-tout des Etrangers, avec des Exemples, par ordre Alphabétique* verweist auf die didaktische Zielsetzung dieser Ausführungen. Ein

Werke: anhand einer Auswahl von (freilich vorab noch zu korrigierenden) literarischen Leseproben könne gerade jungen Ausländern der in Frankreich so hoch entwickelte „gute Geschmack" vermittelt werden; zudem sei es gerade die Freude an der Lektüre (literarischer Werke), die den Zugang zu einer Sprache ermögliche:

> AYANT accompagné en France plusieurs jeunes Etrangers, j'ai toujours tâché de leur inspirer le bon goût, qui est si cultivé dans notre Nation, & de leur faire lire avec fruit les meilleurs Auteurs. C'est dans cet esprit que j'ai fait ce Recueil, pour l'utilité de ceux qui veulent connaître les vraïes bautez de la Langue Française & en bien sentir les charmes.
> On ne peut se flâter de connaître une Langue qu'à proportion du plaisir qu'on éprouve en lisant; mais cette facilité ne s'aquiert pas tout-d'un-coup; elle ressemble aux jeux d'adresse, dans lesquels on ne se plaît que lorsqu'on y réussit. (Voltaire 1749: 1 f.)

Er selbst entnehme für didaktische Zwecke daher die meisten Beispiele den „klassischen" französischen Autoren, denen nunmehr derselbe Rang wie den „Anciens" (den großen Autoren der Antike) gebühre und die daher in der Schule („dans les Classes") gelesen werden sollten (1749: 6). Es sei nun an der Zeit, die Jugend am Modell der lebenden und nicht mehr der „toten" (Literatur)sprachen zu bilden:

> […] & je tirerai la plûpart de mes exemples des Auteurs que j'apelle classiques; je veux dire des Auteurs qu'on peut mettre au rang des Anciens qu'on lit dans les Classes, & qui servent à former la jeunesse. Je cherche à l'instruire dans la langue vivante, autant qu'on l'instruit dans les langues mortes. (Voltaire 1749: 6)

Später nun lobt Voltaire ausdrücklich D'Olivet und gibt an, so wie dieser mit Racine verfahren sei, wolle er selbst nun Molière einem „examen plus approfondi de la pureté de la Langue" unterziehen. Eine solche Sprachkritik sei nicht nur dem Ausländer, sondern auch den Franzosen von Nutzen[26]:

> Je veux entrer ici dans un examen plus aprofondi de la pureté de la Langue, & j'ai choisi exprès la belle Comédie du Misantrope, de même que M. l'Abbé D'Olivet a

---

Grund für das verhältnismäßige Schattendasein dieser Schrift liegt wohl auch in ihrem umstrittenen Ursprung; während dieses Werk – dessen Autorschaft von Voltaire selbst in einem Brief geleugnet wurde und das deshalb auch nicht Aufnahme in noch zu Voltaires Lebzeiten erschienene Werkausgaben gefunden hat – etwa von Grimm (2005: 8) einem Schüler Voltaires zugewiesen wird, machen doch verschiedene Kritiker Voltaire als Autor aus. Zudem kommt in anderen Schriften Voltaires – etwa „Le temple du gout" (1733, vgl. Grimm 2005: 5) – eine ähnliche Haltung zum Ausdruck (allerdings ohne dass die fraglichen Positionen hier mit derselben Deutlichkeit formuliert wären), wie denn letztlich die Frage, ob besagter „traité" direkt von Voltaire verfasst oder eine Art Diktat an einen Schüler ist, für unseren Zusammenhang letztlich kaum Bedeutung hat. Zudem wird der manifeste Zusammenhang zwischen der *Connaissance des Bautez et des Défauts de la Poësie et de l'Éloquence dans la Langue française* und D'Olivets *Remarques de grammaire sur Racine* jedenfalls bei Grimm (2005) nicht gesehen.

[26] Zum Stellenwert von „pureté" und Purismus in der Geschichte des Französischen vgl. insbesondere Ludwig / Schwarze 2006.

> recherché les fautes contre la Langue, échapées au grand Racine. Un homme qui saura remarquer du premier coup d'œil les petits défauts de Langage dans une Piéce, telle que le Misantrope, pourra être sûr d'avoir une connaissance parfaite de la Langue. Rien n'est plus propre à guider un Etranger, & un tel travail ne sera pas inutile à nos Compatriotes. (Voltaire 1749: 128)

Im Absatz „Génie des langues" des Artikels „Langues" (Section I) seines *Dictionnaire philosophique* ([1764] 1838) stellt Voltaire weitere für diesen Zusammenhang sehr erhellende theoretische Überlegungen an. Er greift zu diesem Zweck die bereits von anderen Autoren diskutierten Merkmale des Französischen wie Natürlichkeit und Klarheit auf und versucht diese in eine sachliche und weniger polemische Argumentation einzubauen. Aus der „natürlichen Abfolge aller Elemente und Sätze" verbunden mit einer entsprechenden Prosodie lasse sich auf die besondere Eignung des Französischen für die Konversation schließen[27]; die damit verbundene besondere Klarheit des Französischen lege wiederum die Grundlage für seine Funktion als *lingua franca* der Aufklärungsphilosophie, denn die Klarheit des französischen Stils besteche den Ausländer insbesondere in den philosophischen Werken. Die Ablösung der italienischen Vorreiterrolle in Europa bekommt damit auch eine thematisch-inhaltliche Begründung, denn es sind in erster Linie die (in einem weiteren Sinne) philosophischen Werke, die im Mittelpunkt der europäischen Kommunikation stehen und den kommunikativen Wert von Sprachen bestimmen:

> Le français, par la marche naturelle de toutes ses constructions, et aussi par sa prosodie, est plus propre qu'aucune autre à la conversation. Les étrangers, par cette raison même, entendent plus aisément les livres français que ceux des autres peuples. Ils aiment dans les livres philosophiques français une clarté de style qu'ils trouvent ailleurs assez rarement.
> C'est ce qui a donné enfin la préférence au français sur la langue italienne même, qui, par ses ouvrages immortels du seizième siècle, était en possession de dominer dans l'Europe. (Voltaire [1764] 1838: 666)

Zur Begründung der Prädominanz der französischen Literatur – und damit der französischen Sprache – greift Voltaire nun das Gattungsthema auf und verbindet so argumentativ Mündlichkeit (Konversation) und Schriftlichkeit (gereimte literarische Gattungen): die Komödie und die Tragödie, die diese Mündlichkeit durch ihr dialogisches Prinzip gehoben transportieren, seien als literarische Gattungen zu bevorzugen:

> Ce génie [le génie de la langue française], qui est celui du dialogue, triomphe dans la tragédie et dans la comédie, qui n'est qu'un dialogue continuel; il plaît dans tout ce qui demande de la naïveté, de l'agrément dans l'art de narrer, d'expliquer, etc. (Voltaire [1764] 1838: 667)

---

[27] An anderer Stelle erklärt Voltaire gerade aus dieser besonderen Disposition für die Konversation den Universalitätsanspruch des Französischen (und indirekt den Hegemonieanspruch der französischen Nation): „De toutes les langues de l'Europe, la française doit être la plus générale, parce qu'elle est la plus propre à la conversation: elle a pris son caractère dans celui du peuple qui la parle" (Voltaire [1764] 1838: 669).

Dieses Kriterium für die Bestimmung des literarischen Kanons, der zur sprachlich-kulturellen Richtschnur wird, findet sich in den folgenden Jahrzehnten in verschiedenen Traktaten. In der Konsequenz empfiehlt nun auch Voltaire als Modellautoren in erster Linie Racine und Boileau, wobei er diese Wahl auch mit dem Fehlen analoger Größen im Bereich der Prosa begründet:

> Ce qui peut paraître étonnant, c'est que les Français n'ont point d'auteur plus châtié en prose que Racine et Boileau le sont en vers; car il est ridicule de regarder comme des fautes quelques nobles hardiesses de poésie, qui sont de vraies beautés, et qui enrichissent la langue au lieu de la défigurer. (Voltaire [1764] 1838: 667)

Ganz offensichtlich wird hier (im Unterschied etwa noch zu Rollin) bereits eine klare Grenze zwischen schöngeistiger Literatur und Sachliteratur gezogen, denn die in ihrer Bedeutung für das französische Ansehen vordem ausdrücklich herausgehobenen „livres philosophiques" spielen für den Kanon keine explizite Rolle mehr. Das Konversationsideal „überlebt" auf diese Weise durch die Dialogizität der für den Kanon bevorzugten literarischen Gattungen. Für die Sachliteratur erachtet Voltaire den Konversationsstil dagegen als unangemessen, wertet ihn sogar als regelrechten Fehler mit ähnlicher Wirkung wie die Sprache, die Molière seinen ironisierten Figuren in den Mund gelegt hatte. An den „livres nouveaux de philosophie" kritisiert er eben solche typisch höfischen Ausdrücke:

> Ce qui nuit le plus à la noblesse de la langue, […] c'est l'affectation des auteurs médiocres de parler de choses sérieuses dans le style de la conversation. Vous lirez dans nos livres nouveaux de philosophie qu'il ne faut pas faire *à pure perte les frais de penser*; que les éclipses sont *en droit d'effrayer le peuple*; que l'Épicure avait un extérieur *à l'unisson de son ame*; que Clodius *renvia sur* Auguste; et mille autres expressions pareilles, dignes du laquais des Précieuses ridicules. (Voltaire [1764] 1838: 670)

Tatsächlich entwickelt sich aber gerade in der philosophischen Literatur der französischen Aufklärung auch ein neuer, sachbezogener Stil, der in mancher Hinsicht bewusst auf Elemente höfischer Konversationssprache verzichtet. Dieser wird allerdings in erster Linie von Aufklärungsphilosophen wie Condillac vorangetrieben, die sprachtheoretisch konträre Positionen zu Voltaire beziehen und Sprachwandel als unabdingbares und gesellschaftlich notwendiges Phänomen postulieren[28]. In Voltaires Darstellung dominiert dagegen vielmehr das Bemühen um die Fixierung eines „endgültigen", nicht mehr zu modifizierenden, also „klassischen"

---

[28] So sind Condillacs Texte gemäß der von ihm selbst in seiner *Art d'Écrire* formulierten Regeln durch Kürze, Eindeutigkeit, rasche Textprogression und Unpersönlichkeit (Deagentivierung) geprägt, wie sie als typische universale Merkmale wissenschaftlicher Fachtexte heute von der Fachsprachenforschung gern hervorgehoben werden (vgl. etwa die heute noch als Referenzwerk geführte Darstellung bei Kretzenbacher 1992). Damit ist allerdings kein Bruch mit der emergierenden literarischen Norm verbunden, denn auch diese soll ja klar, direkt, nicht übertrieben mit Metaphern ausgeschmückt etc. sein, was schon aus der Synonymiedebatte des 18. Jahrhunderts hervorgeht.

Kanons als wirkvollste Maßnahme gegen die Unvollkommenheit von Sprache und für das Ansehen von französischer Sprache, Literatur und Nation. Für diesen plädiert er dann auch in seiner abschließenden Einschätzung:

> Toute langue étant imparfaite, il ne s'ensuit pas qu'on doive la changer. Il faut absolument s'en tenir à la manière dont les bons auteurs l'ont parlée; et quand on a un nombre suffisant d'auteurs approuvés, la langue est fixée. Ainsi on ne peut plus rien changer à l'italien, à l'espagnol, à l'anglais, au français, sans les corrompre; la raison en est claire: c'est qu'on rendrait bientôt inintelligibles les livres qui font l'instruction et le plaisir des nations. (Voltaire [1764] 1838: 671)

Hier zeigt sich nun ganz deutlich der archaisierende Charakter des französischen Sprachpurismus (eines mit Alexis François [1912] 1966 „purisme littéral et archaïsant"), der einen und zwar den schlussendlich für die spätere französische Sprachkultur entscheidenden Bereich des Sprachdenkens im 18. Jahrhundert prägt.

3.3. Spannungen und Konvergenzen

Diese kompromisslos „archivierende Haltung" (vgl. Aleida Assmann 2008) betrifft, wie bereits angedeutet, bei weitem nicht das gesamte französische Sprachdenken im 18. Jahrhundert, das trotz der Konvergenz verschiedener Konzepte eine dialektische Spannung durchaus bewahrt und zu einem bis heute wirkenden Potential macht. Solche Spannungen lassen sich bereits innerhalb des Werks einzelner Aufklärer und sogar von Voltaire selbst ausmachen. Obwohl dieser an anderer Stelle die Verbreitung des sensualistischen Gedankenguts eines John Locke maßgeblich gefördert hatte[29], dominiert in seiner Auffassung des Sprachgenies schlussendlich das rationalistische Prinzip, nach dem Klarheit, Präzision und Eleganz problemlos als inhärente Merkmale des Französischen postuliert werden können.

Aber auch ein Vergleich der Argumentationsmuster in rationalistisch und in sensualistisch geprägten Darstellungen zeigt bei allem Unterschied in den Grundpositionen eine Reihe von Spannungen und Konvergenzen (a) in der Wahl der Beschreibungskriterien und (b) in der normstiftenden Rolle, die der Literatur beigemessen wird. Exemplarisch soll dies anhand der Sprachauffassung von Condillac vorgeführt werden.

Condillac widerspricht bereits in seinem *Essai sur l'origine des connaissances humaines* ([1746] 1973) wie einige andere Sensualisten einem inhärenten *ordre naturel* und versteht das Sprachgenie prinzipiell als eine historische, insbesondere der Mentalitäts- und Sozialgeschichte unterworfene Größe. Der literarische Kanon einer Sprache wird damit zu einem historischen Produkt in einer fortgeschrittenen Phase der Sprachgeschichte. Interessant ist in Condillacs Darstellung nun eben die Verwendung der seit Malherbe für das Französische beanspruchten Kategorien

---

[29] So riskiert er mit der Publikation seiner *Lettres sur les Anglais* (bekannter unter dem Titel *Lettres Philosophiques*, 1734) im Dienst der Propagierung des Sensualismus gar eine Gefängnisstrafe, vgl. Ricken 1978: 156.

clarté, *précision* und *élégance*, die offensichtlich auch in einem entwicklungsgeschichtlichen Kontext die für Sprachen anzustrebenden Eigenschaften sind: „Les premiers tours qui s'introduisent dans une langue, ne sont ni les plus *clairs*, ni les plus *précis*, ni les plus *élégans*, il n'y a qu'une longue expérience qui puisse peu à peu éclairer les hommes dans ce choix" (Condillac [1746] 1973: 202, Kursivierung L. / Sch.)[30].

Die Schaffung eines literarischen Kanons, der diesen Kriterien genügt, bildet auch in Condillacs historisierendem Modell Höhepunkt und eine Art „Abschluss" der Entwicklung einer Sprachkultur, wenn er etwa postuliert „si le génie des langues commence à se former d'après celui des peuples, il n'acheve de se développer que par le secours des grands écrivains" (Condillac [1746] 1973: 200). Condillac misst also der Literatur (den *grands écrivains*) durchaus eine stabilisierende und für die Sprachentwicklung zentrale Funktion bei.

Damit ist aber die Sprachentwicklung für ihn durchaus nicht abgeschlossen, vielmehr bildet dieser literarische Kanon eine notwendige sprachliche „Plattform" als Voraussetzung für einen weiteren Entwicklungsschub, der nun im Zeitalter der Aufklärung erfolgen kann und v. a. durch große Persönlichkeiten (*génies*) getragen wird („les circonstances favorables au développement des génies se rencontrent chez une nation dans le tems où sa langue commence à avoir des principes fixes, et un caractère décidé", Condillac [1746] 1973: 201).

Nach Condillacs Auffassung entfalten sich also Philosophie und Wissenschaften erst in einem bereits fortgeschrittenen Stadium der dialektischen Entwicklung von Denken *und* Sprache einer Nation. In diesem Prozess kann die Ausbildung einer soliden Sprachnorm, zu der die Literaten ganz maßgeblich beitragen, nur Ergebnis verschiedener Entwicklungsstufen (*dégrés de perfection*) des *esprit d'un peuple* sein. Und erst durch das Hinzutreten von Philosophie und Wissenschaften entstehe nun gewissermaßen der Höhenkamm einer nationalen Sprachkultur, denn die Philosophen könnten die literarischen Vorbilder in der Nachahmung sprachlich-stilistisch noch weit übertreffen, da ihnen nicht mehr die Aufgabe der Entwicklung eines Sprachnormmodells obliegt[31]. Insofern erkläre sich die stilistische Überlegenheit eines Rousseau gegenüber seinem stilistischen Vorbild Marot oder eines Regnier (Desmarais) gegenüber seinem Vorbild Boileau (Despréaux)[32]:

---

[30] Es geht hier freilich nicht um eine sprachspezifische Darstellung des Französischen, sondern um entwicklungsgeschichtliche Prinzipien von Sprache schlechthin.

[31] Ausgangsfrage für diese Überlegungen ist die Ungleichheit der Entwicklung von Philosophie und Wissenschaften in den einzelnen Nationen („pourquoi les arts et les sciences ne sont pas également de tous les pays et de tous les siécles", Condillac [1746] 1973: 200). Mit dieser seiner Argumentation widerlegt Condillac v. a. die in seiner Zeit weit verbreitete klimatheoretische Interpretation.

[32] Der Umstand, dass die Griechen sehr früh bereits exzellente Schriftsteller hervorgebracht haben, leitet sich für ihn daraus ab, dass sich die Entwicklung der Sprachen der Antike ohne Auseinandersetzung mit geerbtem Ballast anderer Sprachen habe vollziehen können: „Il faut remarquer que dans une langue qui ne s'est pas formée des débris de plusieurs autres, les progrès doivent être beaucoup plus prompts; parce qu'elle a dès son ori-

> Pourquoi Marot, qui n'ignoroit pas le latin, n a-t-il pas un style aussi égal que Rousseau à qui il a servi de modèle? C'est uniquement parce que le françois n'avoit pas encore fait assez de progrès. Rousseau, peut-être avec moins de talent, a donné un caractère plus égal au style marotique, parce qu'il est venu dans des circonstances plus favorables: un siècle plutôt, il n'y eut pas réussi. La comparaison qu'on pourroit faire de Regnier avec Despréaux, confirme encore ce raisonnement. (Condillac [1746] 1973: 205 f.)

Zusammenfassend stellt Condillac fest, dass „les nations ne peuvent avoir des génies supérieurs, qu'après que les langues ont déjà fait des progrès considérables" (Condillac [1746] 1973: 207) und nennt die notwendigen Rahmenbedingungen, die in dialektischem Zusammenwirken zu diesem Entwicklungsstadium führen, nämlich das Klima („le climat est une condition essentielle") und die Ausbildung eines spezifischen Nationalcharakters durch eine stabile politische Ordnung („il faut que le gouvernement ait pris une forme constante, et que par-là il ait fixé le caractère d'une nation") sowie eine „Nationalsprache" („un au langage [sic!], en multipliant les tours qui expriment le goût dominant d'un peuple")[33], deren Kodifikation dann die Formierung von großen Schriftstellern („grands écrivains") und Gelehrten („hommes excellens dans tous les genres") ermögliche (vgl. Condillac [1746] 1973: 208)[34].

In seinem *Traité de l'Art d'écrire* versucht Condillac ein Jahrzehnt später eine didaktisch aufbereitete Stiltheorie und Regeln für die klare, lebendige und effektive Umsetzung von Gedanken in narrativen Texten zu entwickeln, deren Relevanz er an zahlreichen Beispielen aus der französischen Literatur exemplifiziert[35]. Ganz

---

gine un caractère: c'est pourquoi les grecs ont eu de bonne heure d'excellens écrivains" (Condillac [1746] 1973: 206).

[33] Der Gedanke, dass Sprache, Kultur und politische Macht sich gemeinsam entwickeln, zusammen aufsteigen, erblühen und auch wieder verfallen, ist allerdings schon vor der Aufklärung ein bekannter – wenngleich kulturtheoretisch deutlich weniger als bei Condillac entwickelter – Topos, der bereits von Nebrija im berühmten Prolog seiner *Gramática castellana* von 1492 formuliert wird: „[…] siempre la lengua fue compañera del imperio: y de tal manera lo siguió: que junta mente començaron. crecieron. y florecieron. y despues junta fue la caida de entrambos" (Nebrija [1492] 1992: 99). Dieses Bild taucht dann im 17. Jahrhundert etwa in der *Arte de la lengua española castellana* von Gonzalo Correas wieder auf (Correas [1625] 1954: 9).

[34] In typisch aufklärerischer Rhetorik wird dann der dialektische Mechanismus der weiteren Sprachentwicklung entworfen: „Quand un génie a découvert le caractère d'une langue, il l'exprime vivement et le soutient dans tous ses écrits. Avec ce secours le reste des gens à talens, qui auparavant n'eussent pas été capables de le pénétrer d'eux-mêmes, l'apperçoivent sensiblement, et l'expriment à son exemple chacun dans son genre. La langue s'enrichit peu à peu de quantité de nouveaux tours, qui par le rapport qu'ils ont à son caractère, le développent de plus en plus; et l'analogie devient comme un flambeau dont la lumière augmente sans cesse, pour éclairer un plus grand nombre d'écrivains" (Condillac [1746] 1973: 208 f.).

[35] Condillac redigiert diesen als Stiltheorie konzipierten Text zusammen mit seiner *Grammaire* in Parma, wo er ab 1758 dem Prinzen Don Ferdinand Unterricht erteilt. Obwohl

leidenschaftlicher Vertreter einer Gelehrtengeneration, die in der französischen Sprache nun v. a. ein effizientes und dynamisches Werkzeug zur Entwicklung des geistigen Fortschritts sieht, greift er in diesem Rahmen seine sprachliche Entwicklungstheorie auf und wendet sie auf das Italien des 18. Jahrhunderts an, wo sich aufklärerisches Gedankengut wesentlich zögerlicher durchsetzt. Der Mythos Italien kippt: die vermeintliche „Stabilität" der archaisierenden italienischen Sprachnorm wird nun als „Stagnation" begriffen, da man sich immer noch rückwärtsgewandt auf den Vergleich mit der Antike orientiere und der Aufklärungsphilosophie („la vraie philosophie") und damit sprachlicher Dynamik verschließe:

> La poésie a commencé en Italie avec le quatorzième siècle, c'est-à-dire, long-tems avant la naissance de la vraie philosophie; et par conséquent dans des circonstances bien différentes de celles où elle a commencé en France. C'est pourquoi les poëtes italiens, prenant, comme les nôtres, les anciens pour modèles, n'ont pas pu les imiter avec le même discernement. Ils ont mêlé le sacré et le profane: ils ont forcé leur langue à se plier au génie de la langue latine: ils n'ont pas senti la nécessité d'être toujours précis. (Condillac 1795: 264)

Diese Situation sei in Italien v. a. durch die fehlende gesellschaftliche Anbindung bedingt (das Fehlen etwa einer Hauptstadt als politischen Zentrum und Stimulus für die Lebendigkeit des sprachlichen Usus):

> N'ayant pas une seule capitale dont l'usage fût la règle du goût, et dans la nécessité néanmoins de se faire une règle quelconque, les Italiens ont établi pour principes, qu'une expression est poétique lorsqu'elle se trouve dans un poëte qui a laissé un nom après lui. Ainsi le Dante et Pétrarque sont pour eux des autorités infaillibles. Si les mots, si les tours dont ils se sont servis l'un et l'autre ne sont plus usités, la prose seule les a perdus, et la poésie les revendique. On est convenu de les lui conserver, et la langue qu'elle parle est une langue morte[36]. (Condillac 1795: 265)

Condillac erklärt mit der rückwärtsgewandten Sprachauffassung der Italiener und der Orientierung aus Mangel an aktuellen Referenzpunkten an den antiken Vorbildern auch deren Hang zum Gebrauch von Inversionen und die Geringschätzung für sprachliche Genauigkeit.

---

vordergründig als didaktische Texte (*Cours d'études*) angelegt, entwickelt er hier seine sensualistische Sprachtheorie weiter und setzt sich insbesondere mit dem Problem des Verhältnisses von *ordre des pensées* und *ordre des mots* auseinander (vgl. Ricken 1978: 100 ff.). Seine Klarheitstheorie orientiert sich dabei am Ziel, die Gedanken sprachlich möglichst zügig und effektiv mit dem geringsten lexikalischen Aufwand umzusetzen.

[36] Diese aus heutiger Sicht sehr „moderne" These wird bis in die Gegenwart v. a. in der italienischen Sprachgeschichtsschreibung immer wieder debattiert, vgl. Schwarze (2004: 298).

4. Synthese von Grundprinzipien und Leitbegriffen im sprachnormativen Denken des 18. Jahrhunderts

4.1. Grundprinzipien der literarischen Schriftnorm

In der zweiten Jahrhunderthälfte wird also der Mythos Italiens und des italienischen Modells der *tre corone* durch die Kanonisierung „klassischer" französischer Autoren endgültig entkräftet. In der jetzt literatursprachlich basierten Prestigenorm des Französischen konvergieren unter dem verstärkten Einfluss der Prinzipien einer *grammaire générale et raisonnée* zunehmend verschiedene Prinzipien, die im 17. Jahrhundert noch in Opposition zueinander gestanden hatten:

Das *Reinheitsprinzip* wird nun literarisch und rückwärtsgewandt, archaisierend umgesetzt.

Das *Mündlichkeitsprinzip* und die Interaktionsform der „conversation" gehen in die literarische Schriftlichkeit über literarische Genres wie Tragödie und Komödie ein, deren besonderes Prestige auch daraus abgeleitet wird (vgl. etwa Voltaire).

Das *Ratio-Prinzip* prägt dieses literatursprachliche Modell über die Zuschreibung von Natürlichkeit (*naïveté*) und Klarheit (*clarté*) als inhärente Eigenschaften des Französischen. Es konvergiert mit dem Usus-Prinzip, das zwar nicht ausgeblendet aber doch marginalisiert wird.

Alle drei Prinzipien kumulieren jetzt in einer national-identitär verklärten Vorstellung vom „génie de la langue française", mit dem gewissermaßen als Symbol der französischen Kultur der Universalanspruch des Französischen gegenüber den anderen europäischen Sprachen (und damit auch Nationen) legitimiert wird.

D'Olivet erhebt diese Konvergenz in der oben erwähnten, nun als *Remarques sur Racine* überarbeiteten Fassung gewissermaßen zum Programm, wenn er nun die explizite Forderung formuliert, dass sich „gutes Schreiben" gleichermaßen auf drei Pfeiler stützen müsse, nämlich Grammatik, Logik und Rhetorik:

> Pour bien écrire, il faut le concours de trois arts différents, la Grammaire, la Logique, & la Rhétorique. A la Grammaire nous devons la pureté du discours: à la Logique, la justesse du discours: à la Rhétorique, l'embellissement du discours. (D'Olivet [1767] 1771: 343)

Allerdings kann eine völlige Synthetisierung nicht stattfinden, da mit sensualistisch geprägten Sprachkonzepten, wie sie etwa Condillac allgemein und bezogen auf das Französische vorlegt, die rationalistisch und vernunftbasierten Theorien der „clarté" und des „ordre naturel" angefochten werden, wobei – wie dargelegt – ja auch Condillac der literarischen Norm einen erheblichen Stellenwert beimisst, wenn er auch gleichzeitig deren Offenheit und Historizität betont.

4.2. Scharnierbildungen zwischen Philosophie und literarischer Schriftlichkeit

Zu den grundlegenden Konzepten, die in den Konvergenzprozess eingehen und konstitutiv für das als typisch französisch verstandene Sprachmodell sind, gehören also die Prinzipien „Reinheit" (*pureté*), „Klarheit" (*clarté*) und „natürliche Ordnung" (*ordre naturel*). Diese werden als Identitätsträger der französischen Kultur

verstanden und zu Wesensmerkmalen des französischen Stils, später dann zu einem kommunikationsleitenden, stilistischen Ethos erhoben.

Die Reinhaltung der französischen Sprache steht also seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert in immer stärkerem Bezug zur Durchsetzung des Klarheits-Prinzips, dessen Relevanz sich mit dem Wandel zur dominanten Schriftlichkeit verstärkt. Das *Reinheits-Prinzip* wird bereits von Malherbe verfochten und dann zu einer der bei ihrer Gründung formulierten Hauptaufgaben der *Académie française* gemacht (s. o.). Das ebenfalls schon von Malherbe benannte und für die französische Kultur besonders bewertete *Klarheits-Prinzip* gewinnt in Frankreich im 17. Jahrhundert zunächst im Rahmen der Proklamierung des *bon usage* im Sinne der formellen höfischen Mündlichkeit an Bedeutung; im Zuge der Umorientierung zur literarischen Schriftlichkeit wird es zum Klarheits-Ideal stilisiert, was etwa in dessen Erwähnung in Boileaus *Art poétique* zum Ausdruck kommt. Die *clarté* wird schließlich zu einem Scharnier zwischen Ratio (*raison*), Sprache (*bon usage* mit literarischer Ausrichtung) und Philosophie.

Sehr deutlich wurde das Klarheitsprinzip, wie bereits in 3.1. ausgeführt, ja schon von Bouhours vertreten, der die *clarté* des Französischen als Argument für dessen Überlegenheit gegenüber allen anderen europäischen Sprachen verwendet und daraus bereits ein Jahrhundert vor Rivarol dessen Rolle als europäische Universalsprache abgeleitet hatte.

Zwischenzeitlich hatte die Kontroverse von Sensualisten und Rationalisten um den *ordre naturel* und damit auch die vermeintliche „Klarheit" des Französischen begonnen, auf die sich Voltaire als Verteidiger der rationalistischen These freilich nur sehr selektiv bezieht. So kommentiert er recht knapp die Position von weniger im Rampenlicht der sprachphilosophischen Polemik stehenden Autoren wie Noël Antoine Pluche und Charles De Brosses[37]. Die Umkehrung der These aus sensualistischer Sicht (gerade die Freizügigkeit der Satzstellung mit Inversionen im Latein sei „natürlich", das Französische aufgrund der fehlenden Kasusmarkierungen am Nomen zur „unnatürlichen" festen Abfolge der Satzglieder gezwungen) wird strikt (und ohne wirkliche Begründung) abgelehnt, stellt sie doch die Klarheit des Französischen infrage, die für Voltaire und nach ihm viele andere Literaten eben

[37] Ricken erwähnt beide in seiner immer noch grundlegenden Darstellung zur Kontroverse um den *ordre naturel* in der Sprachdiskussion der französischen Aufklärung (vgl. Ricken 1978) nur knapp namentlich. Pluche wurde weniger durch seine Schrift *La mécanique des langues et l'art de les enseigner* von 1751 als vielmehr durch sein populärwissenschaftliches Traktat zum Naturkundeunterricht bekannt und berühmt. De Brosses, der sich in seiner Widerlegung der *ordre-naturel*-These auf Beispiele aus Pluches Schrift bezieht, gehört nach Ricken offensichtlich zu den persönlichen Widersachern Voltaires, was allerdings wohl nicht der wichtigste Grund für dessen Widerlegung war (vgl. „Voltaire lui-même, qui avait tant contribué à la propagation de la philosophie de Locke en France […] s'était prononcé en faveur de l'*ordre naturel* du français, non pas uniquement par hostilité personnelle à De Brosses qui, à la suite de Batteux, avait osé de contester le caractère naturel de cet ordre" (Ricken 1978: 156).

den Werken der französischen Literatur und damit der französischen Sprachkultur überhaupt die absolute Vorherrschaft einräumen sollte.

Und genau diesen Anspruch untermauert Rivarol 1783 in seinem berühmten Beitrag *De l'Universalité de la langue française* zur Preisfrage der Berliner Akademie nach den Gründen für die Universalität des Französischen und damit auch nach den Eigenheiten des französischen Sprachgenies. Alle positiven Attribute des Französischen fließen in Rivarols Darstellung in einem etwas emphatisch-diffus bleibenden Begriff vom „génie de la langue française" zusammen[38]:

> Ce qui distingue notre langue des langues anciennes et modernes, c'est l'ordre et la construction de la phrase. Cet ordre doit toujours être direct et nécessairement clair. Le Français nomme d'abord le *sujet* du discours, ensuite le *verbe* qui est l'action, et enfin *l'objet* de cette action: voilà la logique naturelle à tous les hommes […]. Or, cet ordre si favorable, si nécessaire au raisonnement, est presque toujours contraire aux sensations, qui nomment le premier l'objet qui frappe le premier […]. Le Français, par un privilège unique, est seul resté fidèle à l'ordre direct, comme s'il était tout raison […]. C'est de là que résulte cette admirable clarté, base éternelle de notre langue. CE QUI N'EST PAS CLAIR N'EST PAS FRANÇAIS; ce qui n'est pas clair est encore anglais, italien, grec ou latin. (Rivarol [1783] 1836: XX)

Deutlicher könnte die Rückbindung des *clarté*-Prinzips an den *ordre naturel* bzw. *ordre direct* nicht formuliert werden. Anders als noch bei Bouhours werden *clarté* und *ordre naturel* jetzt auch rationalistisch begründet: diese Satzstellung biete eine notwendige Voraussetzung für den *raisonnement*, sie entspreche der *logique naturelle*. Die Neigung des Menschen, sich nicht von der Ordnung des Verstandes sondern von Gefühlen (*sensations*) leiten zu lassen, führe in der Regel dazu, dass die natürliche Ordnung in den Sprachen durcheinander gebracht werde. Einzig das Französische bilde hier eine Ausnahme, seine Syntax sei stabil und „unbestechlich". Wenn etwas also nicht in der Reihenfolge der Gedanken formuliert werde, so entspreche dies nicht mehr dem französischen „Sprachgeist" (und damit implizit dem Geist und Geschmack der französischen Nation), sondern einem anderen (etwa Englisch, Italienisch, Griechisch oder Latein).

Damit hat sich in Frankreich also ein spezifisches Ideal der Literatursprache entwickelt, das die schon seit Vaugelas' *bon usage*-Definition erfolgte areale Auswahl des gehobenen Pariser Französisch übernimmt und qua Integration der Konzepte *raison* und *clarté* auch die französische Sprachphilosophie in ihrer rationalistischen Ausprägung beerbt. Dabei bleibt die Ausdifferenzierung der Schriftlichkeit in der wissenschaftlich-enzyklopädischen und philosophischen Diskurssphäre in den entscheidenden sprachnormativen Referenztexten allerdings nahezu unberücksichtigt. Auf ausgewählte Vertreter der französischen Aufklärung wird zwar namentlich verwiesen, man subsummiert sie aber gemeinsam mit den klassischen

---

[38] An dieser Stelle sei daran erinnert, dass Rivarol eigentlich kaum mehr getan hatte, als Äußerungen anderer zur Apologie des Französischen in brillantem Stil und gefälliger Rhetorik zusammenzuführen, was bei seinen Zeitgenossen offensichtlich großen Gefallen fand.

Autoren unter einer Kategorie, den „grands écrivains“. Das hat natürlich mit dem stark literarisch geprägten Stil zu tun, den auch zahlreiche berühmte Vertreter der französischen Aufklärung pflegen (etwa Diderot oder Buffon[39]). Wir haben es also in Frankreich mit der Ausprägung eines weiter gefassten Begriffs von Literatursprache zu tun: Literatur – die ja noch nicht im Sinne weiterführender ästhetischer Kriterien und einer wie immer gearteten „Literarizität“ verstanden wird[40] – lässt sich als eine Art prototypisches Feld beschreiben, in dessen semantischer Mitte zentrale Figuren wie Racine, an dessen Rändern aber auch fachsprachliche Werke eintreten können, wenn sie denn die mit den Prototypen verbundenen Stilideale zumindest bis zu einem gewissen Grade ebenfalls verkörpern. Diese Orientierung wird für die französische Sprachkultur prägend.

4.3. Die Propagierung literarischer Schriftlichkeit als kulturelle Leitvorstellung – Formulierungen bildungsprogrammatischer Ideen

Der Wechsel zur primär literarischen Schriftlichkeit bildet schließlich das zentrale Paradigma für eine Sprachnorm, aus der im Rahmen der Entwicklung des allgemeinen Schulwesens (verstärkt dann ab dem 19. Jahrhundert) allgemeine Handlungsmuster entwickelt werden. Dieses Normkonzept wird nun auch von den didaktischen Referenzwerken auf einer breiteren Ebene propagiert. Den Begriff der „Propagierung“ verwenden wir (in Anlehnung an die sprachwissenschaftliche Definition von William Croft 2000) für die schrittweise Konventionalisierung einer sprachlichen Neuerung im Sprachsystem und damit in der *masse parlante* bzw. einem gesellschaftlichen Netzwerk. Im übertragenen Sinne soll mit diesem Terminus ein Prozess erfasst werden, mit dem eine kulturelle Idee – also die Etablierung einer literarischen Schriftnorm des Französischen – zunächst von Denkern wie D’Olivet und Voltaire entwickelt und dann Schritt für Schritt als ein auch das mehr oder weniger unbewusste Sprechhandeln der gesamten französischen Bürgerschaft steuerndes Handlungsmuster sozial etabliert wird.

Die Nutzung der guten französischen Autoren als Modell für Denken und Schreiben gleichermaßen, wie sie bereits D’Olivet programmatisch formuliert hatte (vgl. „[…] Auteurs, qui peuvent également servir de modéles, & pour bien penser, & pour bien écrire“, s. o.), wird jetzt zu einer zentralen didaktischen Vorstellung.

Dies sei exemplarisch zunächst an der im 18. Jahrhundert so erfolgreichen Grammatik von Restaut (1759) gezeigt, der damit das erste wirklich weit verbrei-

---

[39] Buffon, der nicht nur in die französische Stilgeschichte mit seinem Dictum *Le style c’est l’homme* eingegangen ist (vgl. Schwarze 2008: 2 ff.), verdankt den Erfolg seiner 44-bändigen *Histoire naturelle* (1749–1789) nicht zuletzt auch dem Stil dieses Werks, in dem er die literarische Stillehre recht originell auf eine differenzierte Darstellung der zoologischen Hierarchie anwendet (vgl. Haßler / Neis 2009, II: 996 ff.).

[40] Lediglich in Ansätzen werden solche Überlegungen formuliert, so wenn Restaut 1759 Versliteratur als schönsten Teil der französischen Sprache bezeichnet, vgl. dazu 4.3.

tete Handbuch der französischen Sprache vorlegt. Wie bereits der Titel *Principes généraux et raisonnés de la Grammaire Françoise* signalisiert, bringt Restaut Grammatik in Zusammenhang mit der Ratio[41]. Der (mündliche) Usus spielt bei Restaut als Modell kaum noch eine Rolle, da selbst Mitglieder gehobener gesellschaftlicher Kreise oftmals „schlecht sprechen" und sich sowohl bei Hof als auch unter den Sprachgelehrten („gens de lettres") nur wenige Vorbilder für den guten Sprachgebrauch ausmachen ließen:

> C'est sans doute au défaut des principes que l'on doit attribuer tant d'expressions irrégulieres & de prononciations vicieuses, qui échappent tous les jours, je ne dis pas seulement aux gens du commun, mais même aux personnes de l'un & de l'autre sexe, qui tiennent un rang distingué dans le monde. Et si parmi ceux qui fréquentent la Cour & les gens de lettres, il s'en trouve quelques-uns qui parlent plus correctement que les autres, ce n'est jamais que par habitude & par imitation. (Restaut 1759: XX f.)

Schriftlichkeit wird jetzt deutlich als von der Mündlichkeit getrennte Domäne gesehen, gleichzeitig aber auch sprachdidaktisch problematisiert, denn zwischen Sprech- und Schreibkompetenz bestehe (namentlich beim weiblichen Geschlecht) oft eine große Diskrepanz:

> Cette ignorance générale paroît sur-tout dans l'écriture. Tel s'exprime d'une manière exacte, qui n'écrit pas toujours de même. Une Dame, par exemple, fait tout le plaisir d'une conversation par son esprit, par les graces qu'elle sait répandre sur tout ce qu'elle dit, par les expressions fines & délicates dont elle se sert. Que cette même Dame s'exprime par écrit, il semble que ce ne soit plus la même personne. (Restaut 1759: XXI)

Gerade das Schreiben erfordere den Einsatz der Ratio, nämlich eine bewusste (also metasprachliche) Erfassung der Sprache über das Verständnis ihrer „principes", die nur die Grammatiken gewährleisten können. Der Usus der gehobenen gesellschaftlichen Kreise („usage du monde") und die Lektüre der guten Bücher („la

---

[41] Er legt seinem Text eine Art universalgrammatische Vorstellung zugrunde: wichtige Akte sind „jugement" und „réflexion"; wenn jemand qua *raisonnement* die grammatische Basis aller Sprachen erfasst hat und den Wortschatz wie die Grammatik seiner Muttersprache erklären kann, geht es beim Erlernen anderer Sprachen lediglich darum, zusammen mit dem Wissen um die Unterschiede beider Sprachen Ausdrücke zu substituieren: „En effet dès qu'un jeune homme, ou toute autre personne, possede par raisonnement ce que les langues ont de commun entre elles, & sait expliquer dans la sienne par des définitions précises, tous les termes & toutes les difficultés grammaticales; que lui reste-t'il à faire pour passer à une langue étrangere, sinon de substituer de nouvelles expressions à celles dont il connoît déja la valeur & la nature? Ce ne sera plus alors qu'un jeu de mémoire. Le jugement & la réflexion auront fait leurs plus grands efforts, & il ne sera plus besoin que d'une légere attention pour observer en quoi les deux langues, celle que l'on sait, & celle que l'on apprend, se ressemblent ou different l'une de l'autre" (Restaut 1759, Préface: VIII).

lecture des bons livres“) bilden die Vorstufen für die gute mündliche und schriftliche Sprachbeherrschung („langage“ und „écriture“)[42]:

> Ces fautes ne peuvent absolument s'éviter que par une étude particuliere de la langue. L'usage du monde & la lecture des bons livres peuvent bien rectifier en quelque chose le langage & l'écriture; mais ils ne donneront jamais de principes. Il faut donc avoir recours aux Grammaires. (Restaut 1759: XXI)

Der Erwerb von muttersprachlicher Schriftkompetenz wird jetzt zur klar formulierten Bildungsperspektive. Wenn der Lateinunterricht in den „petites écoles“ für das obligatorische Programm kaum sinnvoll erscheint, so besteht das allgemeine Bildungsziel doch in der Beherrschung von Lesen und Schreiben sowie der Regeln in der Muttersprache. Diese wird damit bereits als Schlüsselkompetenz auch für den französischen Durchschnittsbürger eingefordert:

> Il seroit aussi à souhaiter que cette étude de la langue françoise s'introduisît jusques dans les petites Ecoles, où l'on se borne à donner aux enfants des principes de Religion, & à leur apprendre à lire & à écrire. Tous ceux que l'on y envoie ne sont pas destinés au latin. La plûpart en sortent pour entrer chez le Procureur, ou dans d'autres emplois dont on ne s'acquitte que par l'écriture: & il arrive qu'ils ne parviennent jamais à l'exactitude de l'orthographe, faute d'en avoir appris les régles par les principes de la langue: à quoi l'on ne peut remédier qu'en les leur fesant étudier en même tems qu'on leur apprend à lire & à écrire. (Restaut 1759: XXIV)

Sprachdidaktisch aus heutiger Sicht schwer nachzuvollziehen und vom Autor auch nur ästhetisch legitimiert, wird (wie bereits bei D'Olivet) der Versliteratur (also gereimten Genres wie Tragödie und Komödie) besonderer Referenzwert beigemessen:

> Comme les vers font la plus belle partie du langage françois on sera sans doute bien-aise d'en trouver les régles à la suite de mon Ouvrage, dans un Traité de la Versification françoise que j'ai fait avec le plus d'attention & d'exactitude qu'il m'a été possible, en observant, comme dans les principes de la Grammaire, d'apporter en exemple les vers les plus beaux & les plus édifiants que j'ai pû trouver dans nos meilleurs Poëtes. (Restaut 1759, Préface: XXV f.)

Für diese *mouvance* lassen sich weitere Texte anführen, so etwa die *Logique Françoise, pour Préparer les Jeunes-gens a la Rhétorique* des Abbé Hauchecorne von 1784. Als Grundlage für die Vermittlung von rhetorischem Wissen definiert und erklärt der Autor zunächst die logischen Grundoperationen gemäß der *Grammaire générale et raisonnée*:

> Les objets se peignent à notre esprit sous certaines formes; c'est ce qu'on appelle avoir des *Idées*. Nous comparons deux idées pour en découvrir le rapport, & cette comparaison est un *Jugement*. Nous rapprochons deux jugements pour en déduire un troisiéme, & alors nous *raisonnons*. Nous mettons de la liaison & de l'ordre dans

[42] Restaut setzt also einen schon von Regnier-Desmarais formulierten Denkansatz fort, nach dem die Schriftlichkeit der Ratio und der planenden, korrigierenden Vernunft einen größeren Raum lasse als die Mündlichkeit.

> nos idées, dans nos jugements, dans nos raisonnements, c'est ce qu'on entend par la *Méthode*, qui, dans la recherche de la vérité, prend le nom d'*Analyse*, & de *Synthèse* dans les compositions & l'enseignement. Nous nous replions sur nos pensées pour les étudier, c'est la *Réflexion*; nous nous y arrêtons plus ou moins de temps, c'est l'*Attention*; […]. (Hauchecorne 1784: 9 f.)

Ein weithin bekanntes Beispiel für diesen Propagierungsprozess der literarisch orientierten Schriftnorm liefern die *Principes généraux et particuliers de la Langue françoise* von Noël-François de Wailly, die nach der Erstausgabe von 1754 eine Vielzahl von Neuauflagen erleben[43]. Die Grundprinzipien von Waillys Ansatz lassen sich exemplarisch an der Behandlung der Metapher vorführen, in der sich die Konvergenz von *usage* und *raison* deutlich abzeichnet (Wailly [1754] 1774: 312). Deutlich wird hier auf Boileaus Lehre von den klassischen Einheiten referiert: Metaphern dürften keine niedrigen Ausdrücke enthalten und sollten möglichst „natürlich" (hier „naturelles") sein; anzustreben seien zudem Kürze und Klarheit, ein „discours obscur" sei dagegen strikt zu vermeiden (Wailly [1754] 1774: 318 f.). Eine Schlüsselrolle als sprachliches Modell für eine solche Klarheit und Natürlichkeit weist Wailly Racine zu.

Auch der auf die „Grammatiker" der *Encyclopédie*, also Du Marsais, Marmontel und Beauzée, zurückgehende *Dictionnaire encyclopédique de grammaire et littérature* erscheint bereits in seinem Titel, genauer mit der Parallelisierung von Grammatik und Literatur, charakteristisch für die beschriebene schriftkulturelle Bewegung; auch in diesem Werk wird ein Loblied auf Racine gesungen und dessen „natürlicher" Ausdruck hervorgehoben:

> La Poésie françoise portée au plus haut point de noblesse, d'élégance, & et de pureté, a consacré son nom [Racine] à une gloire immortelle. Aucun poète n'a mieux connu, mieux éprouvé, plus vivement exprimé le sentiment […]. (Du Marsais / Marmontel / Beauzée 1789: 633)[44]

---

[43] Im Folgenden wird nach der 7. Ausgabe von 1774 zitiert, mit der Waillys *Principes* auch zum Lehrwerk an der Pariser Universität erkoren werden. Dem Rektor dieser Universität ist auch eine *épitre* vorab gewidmet: „C'est à votre zele & à vos lumières que nos Rois ont confié l'éducation de la Jeunesse. […]. Persuadés que l'étude de notre langue peut beaucoup contribuer aus progrès des jeunes gens dans les Letres, vous en faites une partie essenciele de vos leçons" (Wailly [1754] 1774: V f.).

[44] Dieser dreibändige *Dictionnaire* erscheint zunächst 1782–1786 unter dem Titel *Encyclopédie Méthodique. Grammaire et littérature*, herausgegeben „par une société de gens de lettres, de savants, et d'artistes", bei Panckoucke und Plomteux, ist also Teil der bekannten *Encyclopédie Panckoucke*. Wir zitieren hier nach der zweiten Ausgabe dieser drei Bände mit geändertem Titel. – Ein weiteres Indiz für die zunehmende Propagierung der klassisch-literarischen Sprachnorm liefert z. B. das „Avertissement" der 2. Ausgabe des *Dictionnaire de l'élocution françoise*, das – herausgegeben zuerst 1769 von dem wenig bekannten A. Demandre – im Jahr 1802 vom Abbé Fontenai in überarbeiteter Version neu ediert wird. Und zwar wird in diesem Vorwort vermerkt, man habe bei der Überarbeitung vor allem im Hinblick auf die Literatur Zusätze gemacht: „L'objet principal que nous nous sommes proposés en faisant ces additions […] a été de jeter autant d'agrément qu'il étoit possible dans ce Dictionnaire: elle se rapportent toutes à la Littérature" (Demandre [1769] 1802: IV f.).

Die wachsende soziale Verbreitung der klassisch orientierten, archaisierenden Sprachnorm mündet im 19. Jahrhundert in eine Routinisierung kommunikativen Alltagshandelns. Dieser Propagierungsprozess schlägt sich einerseits in den nun entstehenden schulischen Lehrwerken und Grammatiken (wie der *Grammaire nationale* der Frères Bescherelle 1836), pädagogisch-didaktischen Zeitschriften (z. B. in der Nachfolge des *Journal Grammatical* von Urbain Domergue *Le Journal grammatical et didactique de la langue française* [1826–1840]) sowie andererseits in Artikeln der populären Zeitschriftenliteratur nieder.

Die Schulgrammatiken des 19. Jahrhunderts setzen die Tradition fort, die im 18. Jahrhundert mit didaktisch-populär orientierten Werken wie Waillys *Principes généraux* begonnen hatte. Besonders populär werden zwei Lehrwerke, die *Grammaire des grammaires* von Charles-Pierre Girault-Duvivier (Erstauflage 1811) und die *Grammaire nationale* der Frères Bescherelle et Litais de Gaux (Erstauflage 1834).

Girault-Duvivier, wiewohl er – ganz in der Tradition von D'Olivet und Voltaire – mitunter kleine Mängel in der Sprache der großen Autoren auszumachen glaubt, erkennt in ihnen überzeitlich gültige Garanten des guten Französisch. Die Kanonisierung der literarischen Sprachkultur scheint vollzogen, ein wirklicher sprachlicher Fortschritt ist nicht mehr in Sicht:

> Une langue qui, sous leur plume [die Feder von „Bossuet, Fénélon, Pascal, Boileau, Racine, Voltaire, les deux Rousseau, Buffon, Delille, etc."], a su prendre tous les tons, se plier à toutes les formes, peindre toutes les affections, rendre toutes les pensées, animer tous les tableaux, toutes les descriptions: une langue enfin qui a prêté son harmonie à Fénélon, son élégance, sa pureté à Racine, et ses foudres à Bossuet, est assez riche de son propre fonds; elle n'a pas besoin d'acquisitions nouvelles; il ne faut plus que la fixer, au moins pour nous, au point auquel ces grands écrivains l'ont élevée. (Girault-Duvivier ([1811] 1822: IV f.)

So stützt er seine Grammatik ausdrücklich auf Autorenzitate der Klassiker.

Noch pointierter formulieren die Brüder Bescherelle den Zusammenhang von Literatur und Grammatik, wenn sie die Schriften der großen Literaten zur eigentlichen Grammatik („la véritable grammaire") erklären, an denen sich die Unterweisung der Franzosen im richtigen Sprachgebrauch auszurichten hat: „C'est une vérité maintenant incontestable, que la véritable grammaire d'une langue est dans les écrits des bons auteurs" (Bescherelle / Litais de Gaux [1834] 1840: 2). So trägt denn ihr den schulischen Grammatikunterricht über Jahrzehnte prägendes Lehrwerk auch den bezeichnenden Untertitel *Grammaire de Voltaire, de Racine, de Bossuet, de Fénelon, de J.-J. Rousseau, de Buffon, de Bernardin de Saint-Pierre, de Chateaubriand, de Casimir Delavigne et de tous les écrivains les plus distingués de la France*. Wie bei Girault-Duvivier[45] wird eine Verbindung zwischen Literatur,

[45] So sagt Girault-Duvivier in Zusammenhang mit der französischen Prosodie: „Ensuite tout étranger doit savoir que, comme le caractère du François est d'être vif, doux, ceux qui formèrent peu à peu notre langue, se proposèrent évidemment de le retracer dans le langage" (Girault-Duvivier [1811] 1822: 81).

Grammatik (also gutem Sprachgebrauch) und französischem Nationalcharakter („caractère national“) betont.

Aber auch im 19. Jahrhundert dauert der Propagierungsprozess an. Wie André Chervel zeigt, wird die literarische Sprachnorm zunächst nur in *Collèges* und *Lycées* propagiert, während in den Grundschulen (*Écoles primaires*) die „schönen Texte“ erst am Ende des 19. Jahrhunderts wirklich Einzug halten:

> Dans les programmes officiels, les ‚éléments de la langue française‘ céderont la place, en 1882, à ‚la langue et la littérature française‘. Ce sera la deuxième révolution pédagogique de l’école primaire au cours du siècle. (Chervel 1992: 40)

Als Beispiel für sprachkritische Betrachtungen in populären Zeitschriften kann auf den mit „Bonstetten“ signierten Artikel „Bien parler“ verwiesen werden (*Le Magazin Pittoresque*, 1841, 36 f.). Hier wird eine direkte Verbindung zwischen nationalem Ruhm, perfektionierter Sprache und Aufklärung hergestellt: „C’est par la langue polie qu’une nation participe au progrès des lumières“. Und die Umsetzung dieser kulturell so aufgeladenen Sprachnorm ist gemäß dem vorliegenden Artikel – sprachwissenschaftlich reformuliert – Aufgabe des kommunikativen Alltagshandelns.

Diese Tradition der engen Verbindung von Sprache, Literatur und Nationalcharakter prägt auch den französischen Journalismus als eine ab dem 19. Jahrhundert immer wichtigere Plattform öffentlicher Kommunikation bis in die Gegenwart[46]. So ergeht etwa 1898 im Kapitel des *Manuel des gens de Lettres* von Tanneguy de Wogan, das sich auch dem journalistischen Schreiben widmet, eine konkrete Handlungsanweisung an den französischen Journalisten:

> En définitive, c’est le français pur et vrai des grands auteurs qui fournira le plus riche écrin de perles fines; locutions quelquefois d’une grâce et d’un tact admirables; verbes vivants qui nous saisissent, comme le: ‚j’étouffais de silence‘ de Saint-Simon, et qui donnent l’exemple de tant de phrases où l’on *voit*; substantifs imprévus, parce qu’ils sont surtout naturels; nuances infinies du sens et toujours claires; rythme de l’harmonie qui caresse l’oreille, et dont les étrangers n’ont jamais pu saisir le charme si pénétrant!
>
> Lisez les chefs-d’œuvre de la littérature française. Il n’est pas indispensable que vous les possédiez à fond, mais une forte étude de nos classiques est nécessaire à tous ceux qui s’efforcent d’écrire convenablement. (Tanneguy de Wogan 1898: 128 f.)

[46] Die älteste französische Tageszeitung *Le Figaro* erscheint von Anbeginn an mit dem Logo einer stilisierten Feder, das zumindest bis in die 1930er Jahre den literarischen Anspruch an die „écriture journalistique“ symbolisiert. Bis in die Gegenwart haben sich metaphorische Ausdrücke wie „grandes plumes“ oder „champions de la plume“ (vgl. Thérenty 2007: 12) für sprachlich-stilistisch anspruchsvolles und der Literatur verpflichtetes journalistisches Schreiben erhalten.

5. Schlussfolgerungen und Ausblick auf das 20. und 21. Jahrhundert

Die beschriebene literarisch basierte Sprachkultur wirkt mit ihren auch in der formellen Mündlichkeit wirksamen Attributen bis weit in das 20. Jahrhundert. Die symbiotische Beziehung von Sprache und Literatur beherrscht die sprachlich-kulturelle Eigendarstellung der Franzosen[47]. Albert Dauzat widmet dem *Génie de la langue française* eine bekannte, mehrfach neu aufgelegte Monographie (Dauzat [1942] 1977). Die bis heute auch an den Universitäten sehr verbreitete Referenzgrammatik *Le bon usage* von Maurice Grevisse (Erstauflage 1936) ist der französischen Literatursprache tief verpflichtet[48]. Wie Noël Cordonnier in einem Beitrag zum universalen Anspruch der französischen Kultur ironisch betont, ist die literarische Schrifttradition in Frankreich auch heute noch wirkmächtig:

> […] il ne faut pas oublier ‚l'universel fondé par l'écriture'. Dans un pays où *la langue et la littérature* sont si constitutives de l'identité nationale, le français – et d'abord l'écrit – a un rôle hypertrophié et s'est vu doté d'une essence universaliste. (Cordonnier 2005: 41)

Vor diesem Hintergrund bleiben auch grundlegende Prinzipien, in denen sich die literaturbasierte Sprachnorm ab dem 18. Jahrhundert definiert hatte, wirksam. Das betrifft in erster Linie das Klarheitsprinzip, welches als kulturelles Handlungsmuster in Schriftlichkeit und formeller Mündlichkeit zum 20. Jahrhundert über Schule und Medien in einer Art und Weise propagiert wird, dass es (mit Weinrich 1961) den Stellenwert eines handlungsleitenden Ethos bekommen hat:

> […] man kann sich mühelos davon überzeugen, daß die alltäglichen Reden und Publikationen in Frankreich im Durchschnitt einen höheren Grad von Klarheit aufweisen als in andern Ländern. Das kommt daher, daß jeder Gebildete in Frankreich Träger des Klarheitsethos ist und die Klarheit eines Textes als unerläßliche Bedingung des Schreibens empfindet. (Weinrich 1961: 541 f.)[49]

---

[47] Im Kapitel „On croit qu'on parle de la langue, mais on parle de la littérature" arbeitet Henri Meschonnic (der im Übrigen mit seinem *Essai sur une clarté obscure* von 1997 eine der ersten selbstkritischen französischen Analysen dieses Entwicklungsprozesses liefert) diesen Anspruch wie auch seine „Objektivierung" durch die Forschung (mit Blick auf die Darstellung bei Curtius) als ein Paradoxon heraus („Le paradoxe est que cette relation passe pour spéciale à la France", Meschonnic [1997] 2001: 121).

[48] Wenn André Goosse, Nachfolger seines Schwiegervaters Maurice Grevisse als Herausgeber des *Bon usage*, heute versichert, ständig ein Heft zum Notieren von im Alltag gehörten Wörtern und Wendungen mit sich zu führen – denn „ce sont les usagers qui sont les maîtres" (vgl. Nataf 2012) –, so mutet dies eher wie eine Neuakzentuierung der vergessenen Mündlichkeit an, die den heutigen sprachlich-kulturellen Umbrüchen geschuldet ist.

[49] Es heißt dort weiter: „[…] das Ethos der Klarheit haben die Franzosen mindestens ebenso passioniert ergriffen, wie sie den Mythos der *clarté* bereitwillig geglaubt haben. Und dieses Ethos hat tatsächlich in Frankreich ein Maß an Klarheit des Denkens und Formulierens hervorgebracht, das den Nachbarn heute wie eh und je Vorbild ist" (Weinrich 1961: 544). In den verschiedenen Kommunikationssituationen wird der Klarheits-Topos in

In der Gegenwart vollziehen sich nun beträchtliche sprachkulturelle Änderungen. Zwei Prozesse prägen gegenwärtig die Entwicklung der französischen Sprachlandschaft:

1) Zum einen vollzieht sich ein Umgewichtungsprozess, in dessen Ergebnis neben der Literatursprache auch Funktionssprachen (inkl. Fach- und Wissenschaftssprachen) hohen gesellschaftlichen Gebrauchswert und Breitenwirkung erlangen. Diese in der globalisierten und technologisierten westlichen Kommunikationsgesellschaft generelle Tendenz der besonderen Vitalität, Kreativität und Attraktivität von Gebrauchs- und Funktionssprachen ist für Frankreich besonders spektakulär, da sie erstmals seit dem 18. Jahrhundert das Prestige und die Wirkungskraft der Literatur als Institution mit sprachqualitativer Autorität relativiert.

2) Zum anderen findet ein (auch bewusst reflektierter) Prozess sprachlich-kultureller Pluralisierung statt, ist doch die französische Literatursprache selbst inzwischen zu einer Repräsentationsform divergierender frankophoner Kulturen und Literaturen geworden. Dieser kulturelle Emanzipationsprozess äußert sich sprachlich in der Aneignung und Abwandlung der französischen Sprache in der postkolonialen Literatur. Mit anderen Worten handelt es sich um das Aufbrechen eines scheinbar homogenen Identitätskonstrukts, das eben auf der Verbindlichkeit einer für alle Frankophonen gültigen Sprachnorm basiert.

Dergestalt bekommt das Klarheitsprinzip in der gegenwärtigen Kommunikationslandschaft, in der neben der Literatursprache auch die Funktionssprachen zu besonderer Vitalität tendieren, gemeinsam mit den anderen der Ratio verpflichteten Prinzipien (Präzision und *Brevitas*) neues Gewicht. Wurde die Ausdifferenzierung verschiedener sprachlicher Diskurssphären und damit das Variationspotential der französischen Sprache im kulturellen Gedächtnis der Franzosen, nicht zuletzt durch gezielte Sprach- und Bildungspolitik vom Zeitalter der Aufklärung ab in den Hintergrund gedrängt, so erfährt sie heute in der eingangs skizzierten, in eine Pluralisierung mündende Krise der französischen Sprachnorm eine Aufwertung und eine neue Verankerung, in der den o. g. Grundprinzipien nun eine pragmatische Rolle zukommt. So wird etwa journalistisches Schreiben heute ausdrücklich von funktionalstilistischen, pragmatischen Prinzipien geleitet, wobei der Akzent auf *efficacité* und *simplicité* und nicht mehr auf den „grandes plumes" liegt („L'heure n'est plus aux grandes plumes que l'on attendait autant que celle d'un romancier. Elle est plutôt, […] à l'efficacité", Martin-Lagardette 2009: 39)[50].

---

ganz unterschiedliche Strategien eingebunden, die von bloßer Manipulation bis zur Objektivierung historischer Zusammenhänge reichen können (was Henri Meschonnic im Titel seiner Monographie vielredend unter „clarté obscure" zusammenfasst).

[50] Die konkrete Umsetzbarkeit dieses Anspruchs ist allerdings keineswegs unproblematisch, denn die gängigen sprachlich-stilistischen Handlungsanweisungen verlieren sich eher in der Auflistung von Vermeidungsstrategien, vgl. etwa „Faire comprendre avec une grande économie de moyens, tel est le grand art du journalisme. A l'inverse, le langage institutionnel (langue de bois, froideur énonciatrice), la tournure littéraire (digressions, absence de hiérarchie) et la logique universitaire (exposé, discussion, conclusion) sont les ennemis de l'écriture journalistique" (Martin-Lagardette 2009: 59 f.).

Das hier nach der siebten Auflage zitierte, gegenwärtig in Frankreich recht populäre Handbuch für journalistisches Schreiben verdeutlicht auch, dass sich die konkreten Handlungsanweisungen kaum von den traditionellen sprachlich-kulturellen Handlungsnormen unterscheiden. So heißt es etwa auch „Employez un vocabulaire précis, évitez les verbes plats et les répétitions. Notre langue est suffisamment riche pour permettre l'expression d'une collection de nuances" (Martin-Lagardette 2009: 59).

Der französische Journalismus ist als ein immer noch zentraler Bereich der massenmedialen Kommunikation heute symptomatisch für die komplizierte Verzahnung von traditionellen sprachkulturellen Prinzipien (die als kulturhistorische Werte im kulturellen Gedächtnis der Franzosen gespeichert, aufgrund dieser Historizität heute aber u. U. auch als problematisch wahrgenommen werden) mit neuen kommunikativen Anforderungen. In ihrem programmatischen Aufsatz zu Entwicklung und Realität der französischen Pressesprache verweist Anne-Marie Houdebine bereits 1988 auf eine zunehmende Diskrepanz zwischen dem fortbestehenden „modèle écrit ou l'Imaginaire linguistique prescriptif" als eine Art aufrechterhaltene „Illusion" und der „réalité linguistique" journalistischer Praxis, in der das Variationspotential der französischen Sprache durchaus ausgereizt wird (vgl. u. a. „les styles new look du moment, branchés sinon cablés, utilisent comme les plus académiques, une langue mi-orale, mi-écrite, participant de l'écrit oralisé", Houdebine 1988: 132).

In der Gegenwart manifestiert sich die Pluralisierung der französischen Sprachnorm sprachlich und epistemisch in verschiedenen Bereichen, auf die an dieser Stelle nur skizzenhaft verwiesen werden kann[51]. Das Aufbrechen eines scheinbar homogenen französischen bzw. frankophonen Identitätskonstrukts äußert sich sprachlich und diskursiv

- im Gebrauch einer spezifischen Metaphorik in der Darstellung der Frankophonie als dynamischen („Lebens"-)Raum (vgl. Dermarkar u. a. 2008: 102–104);
- in der Pluralisierung der Glottonyme für das Französische *français*, *francophone* (etwa bei Tahar Ben Jelloun 1985 „Écrire dans toutes les langues françaises" und 2007 „On ne parle pas le francophone");

[51] Unser Verständnis dieser Pluralisierung deckt sich in wesentlichen Teilen mit der aktuellen Begriffsdefinition bei Klaus Hempfer: „Ich glaube nun, dass man den Begriff der ‚Pluralisierung' gegenüber dem *diskursiven* Begriff der ‚Dialogisierung' als einen *epistemischen* begreifen kann, der darauf abhebt, dass Wissensordnungen, auf welche Weise auch immer, in Unordnung geraten und dass die Prozesse der Restabilisierung scheitern oder allenfalls sektorial gelingen. Grundlegend für dieses ‚Trudeln' ist die Indexikalisierung des Wissenskonzepts, das heißt, dass Wissen nicht mehr als überindividuelle, kontextuell invariant gültige, ‚wahre gerechtfertigte Meinung' verstanden wird […]" (Hempfer 2010: 82 f.). – Zum Wandel der literarischen Norm im Zusammenhang mit der frankophonen Literatur vgl. auch Ludwig 1997, sowie zu kulturellen und linguistischen Beschreibungsmodellen für diese gewandelte Sprache Ludwig 2010, Ludwig / Röseberg 2010b.

– in der expliziten Stigmatisierung der hexagonalen Norm (vgl. etwa Cerquiglini 2002: 25: „religion monothéiste, qui vénère un seul dieu“ oder Confiant 2009: „cette fétichisation de la norme confine au ridicule le plus absolu“) sowie
– epistemisch in neuen Konzepten für plurale, sprachbasierte Identitäten (*diversalité*, vgl. Confiant 2009) und deren Perzeption bzw. Verarbeitung im Bewusstsein der Sprachbenutzer (*imaginaire linguistique*, vgl. Houdebine-Gravaud 2002).

Die Gedanken über die Entwicklung sprachlich-kultureller Artikulationsräume wie das journalistische Schreiben und die Beziehung zwischen Sprache und Identität in der Frankophonie führen noch einmal in grundsätzlicherer Form zu bestimmten Aspekten der im ersten Abschnitt formulierten Hypothesen zurück, die sich auf den Normwandel hin zur literarischen Schriftlichkeit und die möglichen Relationen – die Frage der Kontinuität oder Diskontinuität – aufklärerischen Gedankenguts in Wandelprozessen und kulturellen Umwertungen heute richten. Hier ergibt sich jetzt ein differenziertes Bild.

Wir haben dargelegt, dass nicht nur die Sprache der Literatur Basis der allgemeinen Prestigenorm wird, sondern dass auch umgekehrt die Suche nach dieser Norm einen Katalysator für die Herausbildung eines Kanons klassischer Werke bildet. Diese wechselseitige Vernetzung führt dazu, dass klassische Literatur und sprachliche Prestigenorm gleichzeitig zu zentralen Orten im „kulturellen Gedächtnis“ der französischen Gesellschaft ganz im Sinne von Jan Assmann (1992, 2008) werden, was ihre Tendenz zur dauerhaften Gültigkeit, zur „Entzeitlichung“ – wie sie insbesondere von Voltaire betrieben wird – allgemeiner begründet.

Der Charakter der französischen Sprachkulturgeschichte erscheint jetzt in besonderem Licht, und damit wird auch der Blick auf den beschriebenen Kanonisierungsprozess ein Stück weit modifiziert. Immer wieder kommt es zur Herausbildung antithetischer Positionen, die schließlich konvergieren, ohne dass aber jede dialektische Spannung in diesen Konvergenzprozessen aufgehoben würde. Folgende gegensätzlichen Positionen haben wir etwa vorgefunden:

– Rationalismus vs. Sensualismus (im Zusammenhang mit der Debatte um *clarté* und *ordre naturel*)
– Oralität vs. fachsprachlich-philosophische Schriftlichkeit vs. literarische Schriftlichkeit
– Entzeitlichung der sprachlich-kulturellen Norm vs. Historizität der Norm.

Es hat sich gezeigt, dass Oralität, fachsprachliche Klarheit und Wandel als kulturelle Größen zwar hierarchisch an den Rand gedrängt, aber nicht getilgt werden. Eine gehobene Oralität spiegelt sich in der Versliteratur wieder, und stilvolle Konversation bleibt Teil des gesellschaftlichen Handlungswissens, denn nur so können Bildung und Propagierung kultureller (Schrift-)Normen wirkungsvoll stattfinden. Werke fachsprachlich-philosophischer Schriftlichkeit können nicht im Zentrum des prototypischen Feldes „klassische Literatur“ stehen, wohl aber – vermittelt über die Teilhabe an Stilkonzepten wie Klarheit – an dessen Rändern. Und auch die Rede von der Historizität verstummt nicht gänzlich in allen Bemühungen um

die Stiftung einer endgültigen, zeitlosen Norm, selbst nicht in der von kulturellem Beharrungswillen stark geprägten *Restauration*.

Und die Bewahrung dieser dialektischen Spannung macht die französische Sprache und in ihr verfasste Literatur als kulturelle Medien und Motoren für andere frankophone, insbesondere postkoloniale Gesellschaften (be-)erbbar. Wenn man so will: Die mit Rivarol kulminierende Rationalisierung, Vereinheitlichung und Nationalisierung von Sprache und Kultur wird von Anfang an durch leise, aber deutliche, nicht verstummende, maßgeblich sensualistische Töne konterkariert, womit das aufklärerische Gedankengut als spannungsreiches Gesamt heute noch, und zwar nicht nur auch, sondern insbesondere für die beschriebenen Umwichtungsprozesse einen Argumentationshaushalt liefern kann, ja sogar als kulturgeschichtlich notwendige Voraussetzung für den normativen Wandel erscheint.

Wir schließen mit einer Bemerkung zum Titel des vorliegenden Beitrags und einem letzten Argument gegen falsche Grenzziehungen. Es hat sich auch herausgestellt, dass die aufklärerische Reflexion zur Sprachkultur tief im 17. Jahrhundert verwurzelt ist; so muss aus sprachkultureller Sicht ein Abbé Bouhours in mancher Hinsicht zur Frühaufklärung gerechnet werden. – In jedem Fall aber erweist sich ein erneuter, vertiefter und interdisziplinärer Blick auf Entwicklungen der französischen Sprachkultur als ein unverzichtbares epistemisches Werkzeug im Bemühen um Einsicht in aktuelle Prozesse.

Halle / Augsburg, im Januar 2012

Bibliographie

Arnault, Antoine / Lancelot, Claude (1676): *Grammaire générale et raisonnée* ou *La grammaire de Port-Royal*, hrsg. von Herbert Brekle, Facsimile der Ausgabe von 1676, Stuttgart-Bad Cannstatt 1966: Frommann-Holzboog.

Assmann, Aleida (2008): „Canon and archive", in: Astrid Erll / Ansgar Nünning (Hrsg.), 97–107.

Assmann, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: Beck.

Assmann, Jan (2008): „Communicative and cultural memory", in: Astrid Erll / Ansgar Nünning (Hrsg), 109–118.

Balibar, Renée (1974): *Les français fictifs. Le rapport des styles littéraires au français national,* Paris: Hachette.

Balibar, Renée (1985): *L'institution du français. Essai sur le colinguisme des Carolingiens à la République*, Paris: PUF.

Balibar, Renée / Laporte, Dominique (1974): *Le français national. Politique et pratiques de la langue nationale sous la Révolution française*, Paris: Hachette.

Bayle, Pierre ([4]1730): *Dictionnaire historique et critique*, 4 Bde., Amsterdam: Brunel.

Bembo, Pietro [1525] (2001): *Prose della volgar lingua*, a cura di Claudio Vela, Bologna: Clueb.

Ben Jelloun, Tahar (1985): „Écrire dans toutes les langues françaises", in: *La Quinzaine littéraire* 436, 23–24.

Ben Jelloun, Tahar (2007): „On ne parle pas le francophone", in: *Le Monde Diplomatique*, Mai 2007.

Bescherelle Frères (Bescherelle, Louis-Nicolas / Bescherelle, Henri-Honoré) / Litais de Gaux [1834] ([2]1840): *Grammaire nationale ou Grammaire de Voltaire, de Racine, de Bossuet, de Fénelon, de J.-J. Rousseau, de Buffon, de Bernardin de Saint-Pierre, de Chateaubriand, de Casimir Delavigne, et de tous les écrivains les plus distingués de la France*, Paris / Leipzig: Bourgeois-Maze / Michelsen.

Bitaubé, Paul Jérémie (1777): „Du Goût national considéré dans son influence sur la traduction", in: *Nouveaux Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres: année MDCCLXXV: avec l'histoire pour la même année*, Berlin: Voss, 453–489.

Bonstetten [ohne Nennung des Vornamens] (1841): „Bien parler", in: *Le Magazin Pittoresque*, 36 f.

Bouhours, Dominique (1671): *Les entretiens d'Ariste et d'Eugène*, Paris: Mabre-Cramoisy (2. veränderte Aufl. ebenfalls 1671).

Bouhours, Dominique (1674): *Doutes sur la langue françoise, Proposez a Messieurs de l'Académie Françoise par un gentilhomme de province*, Paris: Mabre-Cramoisy.

Bouhours, Dominique [1687] ([2]1688): *La Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit, Dialogues*, Paris: Veuve de S. Mabre-Cramoisy.

Brunot, Ferdinand (1966): *Histoire de la langue française des origines à nos jours. Tome III: La formation de la langue classique 1600–1660*, Paris: Colin.

Castiglione, Baldassare (1965): *Il libro del cortegiano*, a cura di Luigi Preti, Turin: Einaudi.

Cerquiglini, Bernard (2002): „Faut-il défendre la langue française?", in: *Revue d'Études Françaises* 7, 25–39.

Chamoiseau, Patrick / Confiant, Raphaël (1992): „En guise d'introduction: Points de vue sur l'évolution de la *littérature antillaise* – Entretien avec les écrivains martiniquais Patrick *Chamoiseau* et Raphaël *Confiant*", in: Ottmar Ette / Ralph Ludwig (Hrsg.), *Les littératures antillaises – une mosaïque culturelle*, Dossier in *Lendemains* 67, 6–16.

Chervel, André (1992): *L'enseignement du français à l'école primaire. Textes officiels concernant l'enseignement primaire de la Révolution à nos jours. Tome I: 1791–1879*, Paris: Institut national de recherche pédagogique.

Collinot, André / Mazière, Francine (1987): „Un prêt-à-parler: le Dictionnaire universel d'Antoine Furetière et sa postérité immédiate, le Trévoux. Une lecture du culturel dans le discours lexicographique", in: *Lexicographica* 3, 51–75.

Condillac, Étienne Bonnot de (1795): *De l'art d'écrire. Cours d'étude pour l'instruction des jeunes gens*, Bd. 3, Paris: Dufart.

Condillac, Étienne Bonnot de [1746] (1973): *Essai sur l'origine des connaissances humaines, ouvrage où l'on réduit à un seul principe tout ce qui concerne l'entendement humain*, texte établi et annoté par Charles Porset, Auvers-sur-Oise: Galilée.

Confiant, Raphaël (2009): *Créolité et francophonie: un éloge de la diversalité*, http://www.potomitan.info/articles/diversalite.htm (03/08/2009).

Cordonnier, Noël (2005): „Les universalités ‚à la française'. Une typologie, des effets et un contre- feu", in: Yves Bridel / Bëida Chikhi / François-Xavier Cuche / Marc Quaghebeur (Hrsg.), *L'Europe et les francophonies. Langue, littérature, histoire, image*, Brüssel: Lang, 39–50.

Correas, Gonzalo [1625] (1954): *Arte de la lengua española castellana*, edición y prólogo de Emilio Alarcos García, Madrid [RFE, anejo LVI].

Croft, William (2000): *Explaining Language Change. An Evolutionary Approach*, London: Longman.

Dauzat, Albert [1942] (1977): *Le génie de la langue française*, Paris: Librairie Guénégaud.

De Brosses, Charles (1765): *Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'étymologie*, Paris: Saillant.

Demandre, A. [1769] (1802): *Dictionnaire de l'élocution françoise*, nouvelle éd., revue, corrigée, et considérablement augmentée par l'A. Fontenai, Bd. 1, Paris: Delalain fils.

Dermarkar, Cynthia / Gadet, Françoise / Ludwig, Ralph / Pfänder, Stefan (2008): „Arealtypologische Dimensionen der Sprachvarianz in der Frankophonie. Ägypten als Modellfall eines ökologisch-empirischen Modells", in: RJb 59, 101–127.

D'Olivet, Pierre-Joseph Thoulier, Abbé (1738): *Remarques de grammaire sur Racine*, Paris: Gandouin.

D'Olivet, Pierre-Joseph Thoulier, Abbé [1767] (1771): *Remarques sur la langue françoise*, Paris: Barbou.

Du Bellay, Joachim [1549] (2001): *La deffence, et illustration de la langue françoyse*, éd. et dossier critiques par Jean-Charles Monferran, Genève: Droz.

Du Marsais, César Chesneau / Marmontel, Jean-François / Beauzée, Nicolas (1789): *Dictionnaire encyclopédique de grammaire et littérature*, Bd. 2, Paris: Panckoucke, Libraire & Laporte, Imprimeur.

Erll, Astrid / Nünning, Ansgar (Hrsg.) (2008): *Cultural memory studies. An international and interdisciplinary handbook*, Berlin / New York: de Gruyter.

François, Alexis [1912] (1966): „Le dictionnaire de l'Académie française et les diverses formules du purisme du XVII^e au XIX^e siècle", in: ASNSL 128, 143–160.

Girault-Duvivier, Charles-Pierre [1811] ([5]1822): *Grammaire des Grammaires, ou Analyse raisonnée des meilleurs traités sur la langue françoise*, Paris: Janet et Cotelle.

Grevisse, Maurice [1936] ([12]1988): *Le bon usage. Grammaire française*, éd. refondue par André Goosse, Paris / Gembloux: Duculot.

Grimm, Jürgen (2005): *Französische Klassik*, Stuttgart / Weimar: Metzler.

Guy, Henry (1910): *L'école des rhétoriqueurs*, in: *Histoire de la poésie française au XVI^e siècle*, Bd. 1, Paris: Champion.

Haßler, Gerda / Neis, Cordula (2009): *Lexikon sprachtheoretischer Grundbegriffe des 17. und 18. Jahrhunderts*, 2 Bde., Berlin / New York: de Gruyter.

Hauchecorne, Abbé (1784): *Logique Françoise, pour Préparer les Jeunes-gens a la Rhétorique*, Paris: chez l'auteur, Belin et Colas.

Hempfer, Klaus W. (2010): „Zur Interdependenz und Differenz von ‚Dialogisierung' und ‚Pluralisierung' in der Renaissance", in: Jan-Dirk Müller / Wulf Oesterreicher / Friedrich Vollhardt (Hrsg.), *Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit*, Berlin / New York: de Gruyter, 71–94.

Houdebine, Anne-Marie (1988): „Elle parle français la presse écrite. La belle au bois dormant des analyses de discours", in: Patrick Charaudau / Henri Boyer (Hrsg.), *La Presse. Produit, production, réception*, Paris: Didier érudition, 131–148.

Houdebine-Gravaud, Anne-Marie (Hrsg.) (2002): *L'imaginaire linguistique*, Paris: L'Harmattan.

Kretzenbacher, Heinz Leonhard (1992): *Wissenschaftssprache*, Heidelberg: Groos.

Lapesa, Rafael ([9]1986): *Historia de la lengua española*, ed. corregida y aumentada, Madrid: Gredos.

Ludwig, Ralph (1996): „Die schriftliche Sprache im Französischen", in: Hartmut Günther / Otto Ludwig (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, 2. Halbband, Berlin / New York: de Gruyter, 1491–1495.

Ludwig, Ralph (1997): „À la découverte d'une écriture ‚démesurée': Quelques nouvelles données littéraires et leurs conséquences désespérantesques pour le graal du *bon usage*", in: Catherine Delpech / Maurice Roelens (Hrsg.), *Société et littérature antillaises aujourd'hui. Actes de la rencontre de novembre 1994 (Université de Perpignan)*, Perpignan: Presses Universitaires de Perpignan, 83–97.

Ludwig, Ralph (2008): „Überlegungen zur Entwicklung der französischen Sprachkultur: Konversationstradition, Kanonbildung und interkulturelle Offenheit“, in: Dorothee Röseberg / Heinz Thoma (Hrsg.), *Interkulturalität und wissenschaftliche Kanonbildung. Frankreich als Forschungsgegenstand einer interkulturellen Kulturwissenschaft*, Berlin: Logos, 163–188.

Ludwig, Ralph (2010): „Kreolisierung – ein entgrenzter Begriff?“, in: ders. / Dorothee Röseberg (Hrsg.), 93–127.

Ludwig, Ralph / Röseberg, Dorothee (Hrsg.) (2010a): *Tout-Monde: Interkulturalität – Hybridisierung – Kreolisierung. Kommunikations- und gesellschaftstheoretische Modelle zwischen alten und neuen Räumen*, Frankfurt a. M.: Lang.

Ludwig, Ralph / Röseberg, Dorothee (2010b): „*Tout-Monde*: Kommunikations- und gesellschaftstheoretische Modelle zwischen ‚alten‘ und ‚neuen‘ Räumen?“, in: dies. (Hrsg.), 9–30.

Ludwig, Ralph / Schwarze, Sabine (2006): „Die Vorstellung sprachlicher ‚Reinheit‘ in der Romania. Von der stilistischen Pragmatik zur Symbolik einer nationalen und supranationalen Kultur“, in: Sabine Schwarze / Edeltraud Werner (Hrsg.), 3–34.

Martin-Lagardette, Jean-Luc ([7]2009): *Le guide de l'écriture journalistique*, Paris: La Découverte.

Meschonnic, Henri [1997] (2001): *De la langue française: Essai sur une clarté obscure*, Paris: Hachette.

Nataf, Isabelle (2012): „André Goosse, l'homme du ‚bon usage‘“, in: *Le Figaro*, jeudi 5 janvier 2012, 16.

Nebrija, Elio Antonio de [1492] (1992): *Gramática castellana*, Madrid: Fundación Antonio de Nebrija.

Pluche, Noël Antoine (1751): *La mécanique des langues et l'art de les enseigner*, Paris: Veuve Estienne.

Regnier-Desmarais, François-Séraphin (1706): *Grammaire Françoise*, Paris: Coignard.

Restaut, Pierre ([6]1759): *Principes généraux et raisonnés de la Grammaire Françoise, avec des Observations sur l'Ortographe, les Accens, la Ponctuation, & la Prononciation: Et un Abrégé des Régles de la Versification Françoise*, Paris: Lottin.

Reutner, Ursula / Schwarze, Sabine (Hrsg.) (2008): *„Le style c'est l'homme?“ Unité et diversité du discours scientifique dans les langues romanes*, Frankfurt a. M.: Lang.

Richelet, Pierre (1680): *Dictionnaire françois contenant les mots et les choses, plusieurs nouvelles remarques sur la langue française: ses expressions propres, figurées & burlesques, la prononciation des Mots les plus difficiles, le Genre des Noms, le Régime des Verbes: avec Les Termes les plus connus des Arts & des Sciences Le tout tiré de l'usage et des bons auteurs*, Genève: Widerhold.

Ricken, Ulrich (1978): *Grammaire et philosophie au siècle des Lumières*, Villeneuve-d'Ascq: Publications de l'université de Lille III.

Rivarol, Antoine de [1783] (1836): „De l'universalité de la langue française“, zit. nach Wiederabdruck in A. de Rivarol, *Nouveau dictionnaire de la langue française d'après l'Académie*, Paris: Pourrat Frères, I–XXIV.

Rollin, Charles (1726): *De la manière d'enseigner et d'etudier les belles lettres, par rapport à l'esprit & au cœur*, Paris: Estienne.

Rushdie, Salman (2006): „Mes Lumières“, in: *Le Nouvel Observateur*, 21. Dezember 2006, elektronische Ausg., o. S.

Schwarze, Sabine (2004): *Sprachreflexion zwischen nationaler Identifikation und Entgrenzung. Der italienische Übersetzungsdiskurs im 18. und 19. Jahrhundert*, Münster: Nodus.

Schwarze, Sabine (2008): „La notion de ‚style‘ et l'écriture scientifique – état d'art“, in: Ursula Reutner / Sabine Schwarze (Hrsg.), 1–22.

Schwarze, Sabine (2010): „Teoria e pratica della traduzione nella didattica delle lingue. Esemplificazioni settecentesche“, in: Fabiana Fusco / Monica Ballerini (Hrsg.), *Testo e traduzione. Lingue a confronto*, Frankfurt a. M.: Lang, 257–283.

Schwarze, Sabine / Werner, Edeltraud (Hrsg.) (2006): *Identitätsbewahrung und Identitätsbegründung durch Sprache. Aktuelle Beiträge zum frankophonen Raum*, Hamburg: Kovač.

Stempel, Wolf-Dieter (2005): „‚Natürliches‘ Schreiben – Randbemerkungen zu einer stilkritischen Konjunktur im 16. Jahrhundert“, in: Daniel Jacob / Thomas Krefeld / Wulf Oesterreicher (Hrsg.), *Sprache, Bewußtsein, Stil. Theoretische und historische Perspektiven*, Tübingen: Narr, 135–154.

Tanneguy de Wogan, Émile (1898): *Manuel des gens de lettres: le journal, le livre, le théatre*, Paris: Firmin-Didot et Cie.

Thérenty, Marie-Ève (2007): *La littérature au quotidien. Poétiques journalistiques au XIX^e siècle*, Paris: Seuil.

Valdés, Juan de (1998): *Diálogo de la lengua*, éd. de Cristina Barbolani, Madrid: Cátedra.

Vaugelas, Claude Favre de (1647): *Remarques sur la langue française.* Fac simile de l'éd. originale, introduction, bibliographie, index par Jeanne Streicher, Paris 1934: Droz.

Voltaire (1749): *Connaissance des Bautez et des Défauts de la Poësie et de l'Éloquence dans la Langue française, A l'Usage des Jeunes Gens, Et sur-tout des Etrangers, avec des Exemples, par ordre Alphabétique*, London: „Au dépens de la Société“.

Voltaire [1764] (1838): *Dictionnaire philosophique*, Artikel „Génie des langues“, Paris: De Cosse et Gaultier-Laguionie, 665–667.

Wailly, Noël-François de [1754] ([7]1774): *Principes généraux et particuliers de la Langue françoise*, *Confirmés par des Exemples choisis, instructifs, agréables, & tirés des bons Auteurs*, éd. revue et considérablement augmentée, Paris: Barbou.

Weinrich, Harald (1961): „Die *clarté* der französischen Sprache und die Klarheit der Franzosen“, in: ZRPh 77, 528–544.

Weinrich, Harald (1985): *Wege der Sprachkultur*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.